

Münchner Feuilleton

Schon abonniert?

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

JANUAR · NR. 48 · 09.01.2016 – 05.02.2016 · 5,00 EURO · www.muenchner-feuilleton.de

MUSIK SEITEN 2–8

Der Untermieter vom TSV

Gleich zu Jahresbeginn feiert das Backstage sein 25-jähriges Bestehen. Aus dem winzigen, Maßstäbe setzenden Club von damals ist ein kleiner Kulturpark erwachsen.



© Grafikvorlage: beNUTS, Grafik: Anja Wesner

TANZ SEITE 9

Von Balanchine bis Barton

In seine letzte Spielzeit unter Ivan Liška startete das Bayerische Staatsballett mit einem Dreierabend, wieder eine Kombination von Kleintänzen der Tanzgeschichte und einer Neukreation.

KUNST SEITEN 10–15

Der Reiter und die Kokosnuss

Rodney Graham ist ein humorvoll-poetischer Querdenker und Querverweiser. Die Sammlung Goetz präsentiert eine drei Jahrzehnte überspannende Werkschau des kanadischen Konzeptkünstlers.

FILM SEITEN 17–23

Filmemachen ist keine Charity-Veranstaltung

Simon Verhoeven im Interview. Mit »Unfreund« lässt der Münchner Regisseur das Horror-Genre im Social-Media-Zeitalter ankommen.



Simon Verhoeven | © Alan Ovaska

BÜHNE SEITEN 24–28

Uralt und brandaktuell

Das Resi zeigt Flüchtlingsproblematik und Polit-Ränke aus der Antike, das Theater Viel Lärm um Nichts organisierte Kriminalität vor 300 Jahren.

LITERATUR SEITEN 29–31

Wider den blinden Glauben

Wissenschaftliche Erkenntnis setzen wir mit Wahrheit gleich. Markus Gabriel zeigt, warum wir sie nicht für bare Münze nehmen sollten. Ein Buch voller Denkanstöße.

IMPRESSUM SEITE 21



MÜNCHNER FEUILLETON
Breisacher Straße 4, 81667 München

Jedes Silvester wünschen wir uns, das kommende Jahr möge besser werden als das alte. Ob es das wird, liegt auch an uns: Man müsste mal hier und dort ein wenig schrauben, öfter dicke Bretter bohren und den Kopf nicht mehr in den Sand stecken.

Wir haben viele große und kleine Fragen bunt gemischt. Fragen an 2016 und an uns selbst.

Wenn bei uns morgen ein Krieg ausbräche, wohin würden wir fliehen?

Warum stellen wir unser Wirtschaftssystem nicht in Frage, obwohl wir wissen, dass es unsere Lebensgrundlage zerstört?

Danke für den neuen Münchner Konzertsaal – aber wo bleibt die Halle für mittelgroße Popkonzerte?

Wir haben viele große und kleine Fragen bunt gemischt. Fragen an 2016 und an uns selbst.

Wenn wir einen Zaum ums Land ziehen, wer bewacht den dann?

Brauchen wir Tourismus und Umwegendite als Argumente für Kulturfinanzierungen?

Zahlreiche Flüchtlinge brauchen eine neue Heimat: Wie viele Häuser stehen in München leer?

Warum gehe ich nicht auf die Straße, wenn unsere Regierung in den Krieg gegen Terroristen zieht?

Warum steckt die Regierung das Geld für den Kriegeinsatz nicht in die Prävention gegen Terrorismus – islamistischen und rechtsradikalen?

Wann wird München autofrei?

Warum kann die Kirche direkt die Kirchensteuer einziehen lassen, obwohl Kirche und Staat in Deutschland getrennt sind?

Wann wird zur Entlastung der S-Bahn-Stammstrecke endlich der längst vorhandene Südring aktiviert?

Es gibt genug fantasievolle Architekten: Warum werden so wenig schöne funktionale Häuser gebaut?

Warum bezahlt die Rüstungsindustrie keinen Flüchtlings-Soli?

Antike Kulturtempel stehen seit Jahrtausenden. Warum ist die Pinakothek der Moderne nach zehn Jahren sanierungsreif?

Dürfen wir nach Helmut Schmidts Tod wieder Visionen haben, ohne dass gleich der Arzt kommt?

Wie viele Nazis entlohnt der BND als V-Männer?

Würden wir eine Mohammed-Karikatur drucken?

Wer will dem FC Bayern noch beim dauernden Gewinnen zusehen?

Warum kann ich nicht entscheiden, wofür meine Steuern ausgegeben werden?

Und wofür? Zum Aufbau von Terrorzellen wie dem NSU?

Wann wird die Rüstungsindustrie keinen Flüchtlings-Soli?

Warum bezahlt die Rüstungsindustrie keinen Flüchtlings-Soli?

Wollen wir hier Einreisebestimmungen wie in den USA?

Wenn europäische Staaten nach rechts rücken, werden dann Grenzen wieder zu Regionen des Misstrauens?

Muss ich als Frau für die Frauenquote sein?

Wer kennt im Notfall den Hinterausgang der Muffathalle?

Antike Kulturtempel stehen seit Jahrtausenden. Warum ist die Pinakothek der Moderne nach zehn Jahren sanierungsreif?

Wieso muss ich mich zur Toleranz mahnen, wenn mir auf der Straße vollverschleierte Frauen begegnen?

Warum wird kein verpflichtendes soziales Jahr für Schulabgänger eingeführt?

Warum wird das bedingungslose Grundeinkommen hier nicht konkret diskutiert?

Warum empfinde ich grundlegende Fragen zu Politik und Wirtschaft als naiv?

Wird die EM in Frankreich ein Fest?

Ein linker Demonstrant sitzt wegen einer Knüppelfahne wochenlang in U-Haft. Ein polizeibekannter Neonazi wird mit Nachtsichtgerät und Benzinkanister vor einem Flüchtlingsheim erwischt und muss nur sein Messer abgeben. Misst der Rechtsstaat mit zweierlei Maß?

Wer verdient am Klimawandel?

Gehören wir zu den Gewinnern oder Verlierern?

Wie hoch müsste dieses Grundeinkommen in München sein?

Wieso verschlampen Behörden Ausweispapiere von Flüchtlingen?

Zweimal nacheinander kamen Briefe unseres Büros beim Empfänger ohne die enthaltenen USB-Sticks an. Stiehlt der BND USB-Sticks sogar aus Einschreib-Sendungen?

Machen wir Urlaub an einem Strand, an dem Rettungswesten herumliegen?

Wie sähe unsere Welt vom Mars betrachtet aus?

Wer hat Zugriff auf die Daten der neuen Gesundheitskarte?

Kann man 2016 noch aufs Oktoberfest gehen?

Wo ist der Mensch, der das Münchner Feuilleton mit 95.000 Euro jährlich unterstützt, damit wir auch die Redakteure angemessen bezahlen können?

Grafik: Anja Wesner

Im Netz: www.muenchner-feuilleton.de

Der große Yo-Yo Ma hält Ende Januar eine »Mini-Residenz« in München.

Wenn man sogar das Hüsteln vergisst



Der US-amerikanische Cellist Yo-Yo Ma | © Jason Bell

CHRISTA SIGG

»Master and Commander« ist ein wunderbarer Film. Er spielt zur Zeit der Napoleonischen Kriege, und Jack Aubrey, der Kapitän der nicht mehr ganz tafrischen »H.M.S. Surprise«, soll ein modernes französisches Kaperschiff abfangen. Dabei riskiert der eigensinnige, von Russell Crowe verkörperte britische Befehlshaber mindestens seine Fregatte, und es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen – nicht zuletzt mit dem Schiffsarzt. Wenn die beiden allerdings musizieren, geht überm Meer der Himmel auf.

Denn man hat dem »Geiger« Crowe und dem »Cellisten« Paul Bettany richtig gute Aufnahmen gegönnt. Und spätestens wenn der Doktor das Präludium aus Bachs erster Solosuite »spielt«, beginnt das große Rätseln: Der Zugriff ist absolut souverän, selbst in den rasanten Arpeggien gerät kein einziger Ton ins Abseits, es wird aber auch nie einfach nur buchstabiert, jedes Sechzehntel findet lässig seinen Platz, hat Körper und klingt doch biegsam schmal, dabei kraftvoll und elegant zugleich. Typisch – der Abspann verrät es – für Yo-Yo Ma.

Und dann gibt es einen Münchner Auftritt, der haften bleibt und eine Menge aussagt über den amerikanischen Musiker. Mit Ton Koopman und dem Amsterdam Baroque Orchestra kam Ma im Mai 2004 in die Gasteig-Philharmonie. Ausgerechnet! Doch der lächelnde Mann am Cello ignorierte die fatalen Weiten des Saals, klemmte sich der tückischen Akustik zum Trotz ein auf die historische Aufführungspraxis getrimmtes stachelloses Stradivari mit Darmbesaitung zwischen die Beine und geigte sein Publikum binnen Sekunden zur Hochkonzentration. Die Zuhörer vergaßen vor lauter Spannung das Hüsteln und versanken beseelt in Joseph Haydns D-Dur-Konzert, das der wörtlichen Bedeutung von »concertare« entsprach: Man parlierte, diskutierte, foppte und hofierte sich auf allerhöchstem Niveau. Wobei sich Ma genauso mit Verve in die Tutti-Stellen warf.

Nach dem mindestens so formidablen c-Moll-Cellokonzert von Vivaldi hatten sich die ersten Kritiker bereits verpöft. Denn was sollte jetzt noch folgen? Der eigentliche Clou: Ma pflanzte sich bei Haydns Sinfonie Nr. 83 eben mal so in die Bassgruppe und genoss den Auftritt im Team.

Man könnte die Sache problemlos fortführen, von leuchtenden Kammermusikabenden mit dem grandiosen Isaac Stern und dem sensiblen Emanuel Ax erzählen und diesen Yo-Yo Ma nur noch weiter in den Olymp heben. Umso schöner, dass die mittlerweile 60-jährige Cello-Koryphäe Ende Januar nach München kommt, um in einer BR-»Mini-Residenz« etwas ausgiebiger präsent zu sein.

Da wären einmal zwei Konzerte mit dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks unter seinem Chefdirigenten Mariss Jansons: Mit dem Bratscher Wen Xiao Zheng übernimmt Ma am 29. und 30. Januar die Soloparts in Richard Strauss' Tondichtung »Don Quixote«. Auf Bairisch darf man das getrost als »g'mahde Wies'n« bezeichnen.

Spannender für Musik- und besonders Cello-Freaks dürfte die öffentliche Meisterklasse des unprätentiösen Stars am 26. Januar werden. Drei Nachwuchsmusiker werden mit Yo-Yo Ma einen Nachmittag lang intensiv trainieren. Und dann macht er's tatsächlich wahr und spielt am 28. Januar: Bach. Die Solosuiten. Im Gasteig. Nicht anstelle des feinsinnig-schönen Schiffsdoktors und aus der Konserve, sondern live und in 3-D. ||

YO-YO MA

Technikum im Werksviertel | Grafinger Str. 6
26. Jan. | ab 13 Uhr | Meisterklasse

Philharmonie im Gasteig | 28. Jan. | 19 Uhr
Bach Solo-Suiten | 29. Jan. | 20 Uhr | 30. Jan. |
19 Uhr | Konzert mit dem BR-Symphonieorchester
Tickets: 089 590010880 | www.br-so.de

Wer hätte das noch vor ein paar Monaten gedacht: Kaum sind 15 Jahre vorbei, ist die Entscheidung für den Konzertsaal und seinen Standort gefallen. Ein Konzertsaal im Werksviertel am Ostbahnhof bringt die klassische Musik dorthin, wo sie hingehört: direkt ins Leben.

CHRISTIANE PFAU

Nach wilden Diskussionen, zahlreichen Demonstrationen des Münchner Schildbürgerturns und immer wieder frappierenden Standort-Entwürfen zwischen Odeonsplatz und Olympiapark hat jetzt das Werksviertel das Rennen gemacht. Man kann nur sagen: Gott sei Dank, dass endlich einmal der gesunde Menschenverstand gewonnen hat. Der Finanzgarten mit seinen alten Bäumen wäre eine schöne Variante gewesen, so manch andere Ideen waren verwegen bis hanebüchen. Der Ostbahnhof mit Haidhausen vorn und Ramersdorf hinten ist eine bestens erschlossene Gegend, die die Nähe zur Kultur nicht erst erfinden muss, sondern selbst schon seit Jahrzehnten vom kulturellen Leben geprägt wird. Auf dem Grundstück, auf dem in den 80er und 90er Jahren Wolfgang Nöth höchstselbst mit dem Bagger herumfuhr und Hand anlegte, wo es ihm in den Sinn kam (also quasi überall), und einen internationalen Magneten für die Münchner Subkultur schuf, wird demnächst im Bestand vieles umgebaut und neu definiert: Ein paar Hallen, in denen die Pop- und Hipsterkultur zu Hause ist, bleiben stehen. Andere Gebäude kommen weg und werden durch Wohnungen ersetzt. Und im »Werksviertel Mitte«, wie der Standort heißt, wird der Konzertsaal gepflanzt, umgeben von einigen Kindertagesstätten, einer Grundschule und Geschäften für das tägliche Leben.

Das Gelände hat eine spannende Geschichte, und ihr Mittelpunkt ist Werner Eckart, Eigentümer des Areals. Der Pfanni-Erbe ist 1968 geboren, seit 2003 Chef der »Kultfabrik« und der Otec GmbH und so unprätentiös eigensinnig, wie man es sich von einem Münchner nur wünschen kann. Er vermietet der Stadt den Grund in Erbpacht, Dauer der Vermietung und Höhe der Mietkos-

ten sind noch in Verhandlung. Der Verkauf des Grundstücks kommt für ihn nicht in Frage. Er steht mit seiner Lust an der Unabhängigkeit für all das, was München auch ist, aber eben viel zu wenig: Jemand, der gestaltet, ohne sich selbst pausenlos zu inszenieren.

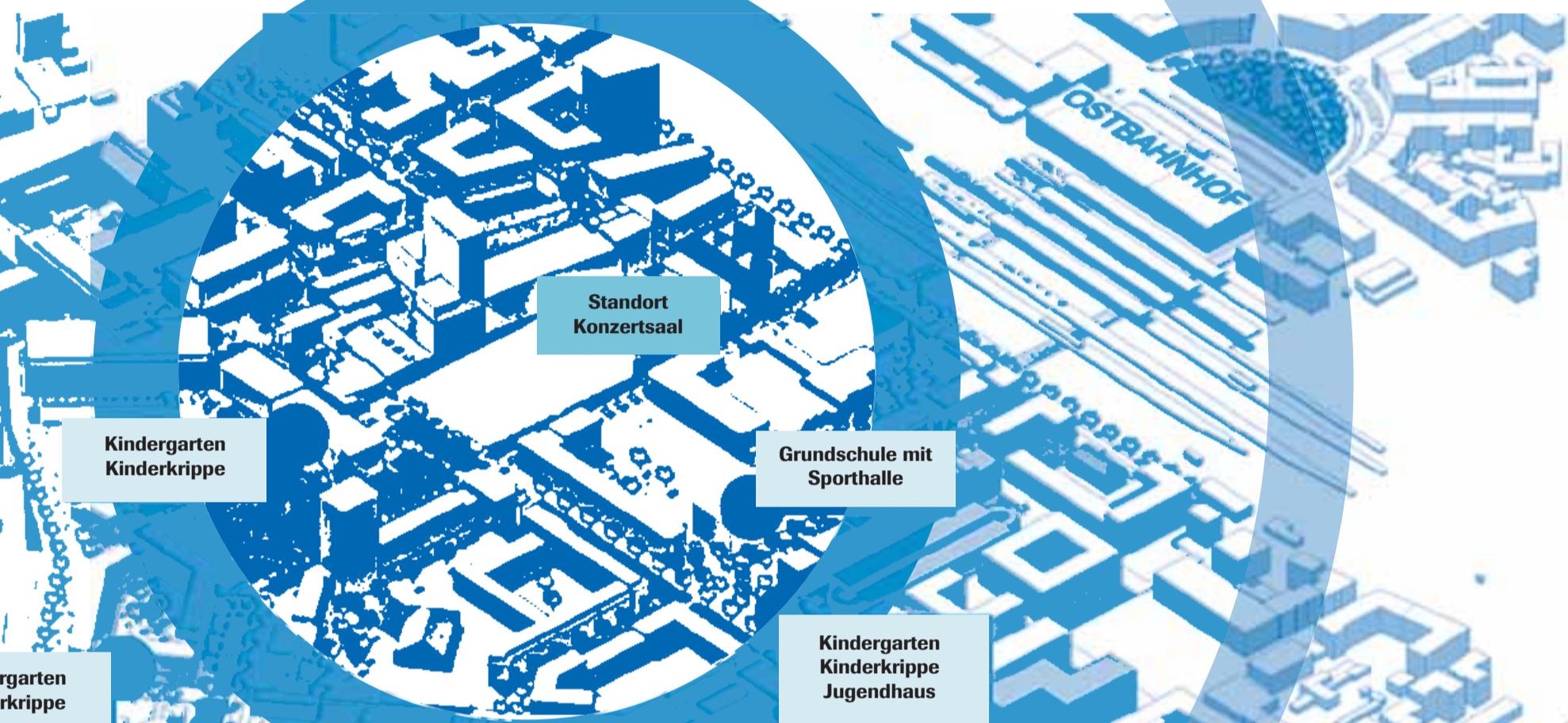
Werner Eckart will künftig nicht nur die Hochkultur beheimaten, sondern die unterschiedlichen Gewächse auf seinem Grundstück vernetzen: »In den kommenden Jahren entsteht am Ostbahnhof ein modernes, urbanes Stadtviertel, in dem die Bereiche Leben, Wohnen und Arbeiten in einzigartiger Weise miteinander vernetzt werden. Dieses Netzwerk bildet die Basis für kreative und kulturelle Impulse, die überall im Werksviertel erlebbar sein werden. Wir sind sicher, dass mit dem Konzerthaus inmitten dieses stadtplanerisch vollkommen neu gedachten Quartiers weitere kulturelle Entwicklungen angestoßen werden«, erklärt Eckart. Seine Vision beinhaltet einen 85 Meter hohen Hotelturn, ein Hostel und Künstler-Lofts, Wohnungen, Restaurants und Musik-Clubs sowie das begrünte Dach von »Werk 3«, auf dem Schafe Gras zupfen sollen. Der Konzertsaal im »Werksviertel Mitte« soll so flexibel konzipiert werden, dass dort auch tagsüber Leben stattfindet, mit Veranstaltungen unterschiedlicher Couleur.

Bon Courage!

So wird das Werksviertel zudem zu einer Herausforderung für das seit Jahren dahindümpelnde städtische Kreativquartier an der Dachauer Straße. Wenn Eckart es wirklich gelingt, neben dem Konzertsaal auch Künstlern und Kreativen aus anderen Disziplinen ein Dach zu bieten, wird er damit beweisen, dass die Stadt doch von ihren Bürgern gestaltet wird. Private Investoren können eine Riesenchance sein, wenn sie sich verantwor-

Kinder
Kinder

Lernen von der Elbphilharmonie



© Steidle Architekten

tungsvoll ihren Gemeinwohl-Visio- nen widmen – während die öffentlichen Hand Entscheidungen aussitzt, wegen Überforderung einschläft und hopsa: ist wieder eine Chance verpasst. Ob es die Praterinsel ist, deren Nutzung die Stadt einst wie paralysiert vorbeigehen ließ, oder der nicht erfolgte Zugriff auf die voll ausgestattete Jutierhalle, oder das nahende Ende des Katharina-von-Bora-Quartiers – wenn mehr couragierte Privatleute und weniger Stadtwerke und kommunale und staatliche Inkompetenz am Zuge wären, sähe es anders aus in unserer behaupteten Weltstadt.

»Fliegendes Kreativviertel«

Kultusminister Ludwig Spaenle weiß offenbar, auf welchen Partner er sich mit Werner Eckart einlässt: »Die künstlerische Perspektive lässt am Standort Werksviertel durch das Einpassen eines Standortes, der im Wesentlichen klassische Musik auf Weltniveau ermöglicht, in eine Konzeption eines Kreativviertels, mit allen anderen Formen von Musik, mit affiner kultureller Szene, mit entsprechender Start-up-Szene im Bereich der digitalen Wirtschaft, eine Entwicklung perspektivisch annehmen, die ihresgleichen in Europa sucht. Dies wird den Vergleich mit allen großen Standorten ermöglichen und dies ist eine Form von Synergien im Kultur- und kulturrainen Bereich, die die-

sen Standort wirklich in ganz besonderer Weise auszeichnet«, ließ der Minister mitteilen. Spaenle verspricht einen Saal mit ca. 2000 Plätzen und eine kleinere Spielstätte mit 300 Plätzen; Baubeginn soll noch vor 2018 sein, zur Verfügung stehen soll der Saal idealerweise 2020, wenn die Sanierung des Gasteig beginnt. »Das Kreativviertel wird zum Fliegen kommen. Wir werden die weltweite Konkurrenz nicht fürchten müssen«, äußert sich Spaenle geradezu euphorisch über die Entscheidung.

Die Bauträgerschaft wird laut Spaenle weitgehend der Freistaat Bayern übernehmen. Wie der Konzertsaal aussehen soll, wird ein Architektenwettbewerb entscheiden. Inbrünstig bleibt zu hoffen, dass hier einmal nicht der kleinste gemeinsame Nenner zum Maßstab wird: Wie großartig wäre es, wenn ein Gebäude entstände, das die Reisenden am Ostbahnhof zum Aussteigen animiert, um eine Stunde lang durchs Werksviertel zu spazieren und mit dem nächsten oder übernächsten Zug weiterzufahren. So, wie man es in Rotterdam macht, um die Markthalle zu sehen, oder in Rom, um Zaha Hadids MAXXI anzustauen. Mit dem Riesenvorteil, dass der Konzertsaal überhaupt nicht schwer zugänglich am Stadtrand liegen wird, wie fälschlicherweise immer wieder behauptet wird, sondern bestens erreichbar ist. Und der Fußgängertunnel, der

derzeit manche Kollegen in Angst und Schrecken versetzt, wird sicherlich demnächst einen Designpreis erhalten.

Das Betreibermodell ist noch offen.

Und die Erwartungen an den Konzertsaal sind hoch: »Die atmosphärische Umgebung im Werksviertel soll und kann als befruchtende Inspiration auf den Konzertsaal wirken«, sagt Nikolaus Pont, geschäftsführender Manager des BR-Symphonieorchesters. »Wenn sich an einem Ort kreative und geistig agile Leute tummeln, zieht das ein neugieriges und aufgeschlossenes Publikum mit Sicherheit an. Die Stöckelschuh-Trägerin soll sich hier, zwischen Hochkultur und Off-Szene, ebenso wohlfühlen wie der alternative Kulturliebhaber. Der neue Konzertsaal muss inklusiv und exklusiv gleichzeitig sein«, beschreibt Pont die Herausforderung, die es nun zu stemmen gilt. Groß ist auch die Begeisterung über die Standort-Entscheidung bei den Musikern: Uta Zenke, Cellistin im BR-Symphonieorchester, freut sich: »Die Entscheidung für den Konzertsaal hinter dem Ostbahnhof ist großartig, weil es ein Standort mitten im pulsierenden Leben ist, niederschwellig und ohne E- und U-Schranken.«

Keine kleingeistigen Lösungen

Ab 2016 werden die Weichen gestellt, ob das Projekt so gut wird, wie es sich alle wünschen. Der BR sieht seine Aufgabe zunächst vorrangig darin, Parameter festzulegen und Argumente zu sammeln, die langfristig tragen. Das Konzept soll keine kleingeistigen Lösungen beinhalten, die in kurzer Zeit schon wieder korrekturbedürftig sind. Eingebunden werden soll dabei natürlich auch Mariss Jansons. »Ohne ihn gäbe es keinen neuen Konzert-

saal«, da sind sich Pont und Peter Meisel, Pressesprecher des BR-Symphonieorchesters, einig. Über die Infrastruktur des Gebäudes sagt Meisel: »Bei dem Konzertsaal geht es nicht nur um die optimale Akustik, sondern auch um alle Räume, die multifunktional an den Saal angeschlossen sein sollen: Flächen für die Education-Programme für verschiedene Zielgruppen, Probenräume, Räume für eine Kinderbetreuung vor Ort, während die Eltern im Konzert sitzen, eine Gastronomie, die auch als Kantine dient, in der sich Gäste, Nachbarn und Musiker begegnen können, und ein exklusives Restaurant, in dem sich das Publikum vor oder nach dem Konzert trifft.« Nikolaus Pont: »Es muss jetzt sehr schnell geklärt werden, was das Gebäude können soll und muss, wie es zu einem hundertprozentigen Erfolgsprojekt werden kann und worauf man bei seiner Entwicklung Rücksicht nehmen muss. Wir müssen zum Beispiel von der Elbphilharmonie lernen! Ich hoffe sehr auf den bayerischen Ehrgeiz, das Bestmögliche auf effiziente Art und Weise zu erschaffen. Der Freistaat kann hier mit einem Vorzeigeprojekt weltweit Eindruck machen.« Das sollte er nutzen. Ihre Unterstützung haben sowohl der Konzertsaalverein München als auch der Deutsche Werkbund Bayern signalisiert. ||



Anzeige

Seine Spezialität: keine Spezialität



Auf den Treppen des Erfolgs: Chormanagerin Susanne Vongries und der Künstlerische Leiter Peter Dijkstra | © BR / Astrid Ackermann re.: der Chor des Bayerischen Rundfunks © BR / Johannes Rodack

Der Chor des Bayerischen Rundfunks feiert heuer sein 70-jähriges Bestehen.

so ursächlich das Singen für den Menschen sein mag: Es hatte einen langen Entstehungsweg, angefangen damit, dass Kommunikation via Blickkontakt, rhythmischer Signale und vokaler Zeichen entstand. Als unsere direkten Vorfahren begannen, miteinander in Kontakt zu treten, waren sie gewiss Meister im Verfeinern und Präzisieren dieser ersten Kommunikationstechniken. Vorläufer musikalischer Strukturen entstanden, und peu à peu fügten sich die Elemente zusammen zu dem, was sich als Gesang und später als Kunstgesang weiterentwickelte, laienhaft ambitioniert und professionell ausgeprägt.

Sommer von Howard Arman abgelöst wird, und Mariss Jansons, der neben dem Symphonieorchester auch dem Chor des BR als Chefdirigent vorsteht. Jansons und vor allem Dijkstra waren es auch, die in den letzten Jahren ein Spitzenensemble formten. »Wenn man von heute in die Vergangenheit schaut, stellt man fest, dass der Chor des Bayerischen Rundfunks seit Jahren wie ein Leuchtturm in der Musikwelt funktioniert«, stellt Dijkstra-Nachfolger Arman fest. »Ich glaube, dass es nie das Ziel seiner Arbeit war, in solcher Gestalt international wahrgenommen zu werden. Aber als Ergebnis kontinuierlicher Weiterentwicklung ist das nun mal so.«



ist nicht die Sache des BR-Chors. Stattdessen ist es sein erklärtes Ziel, jedem Werk, gleich welcher Epoche oder welchen Stils, auf seine Weise gerecht zu werden und es optimal zu interpretieren. Deshalb ist seine Spezialität, dass er eben keine Spezialität hat«, lobt Vongries. Und das aus gutem Grund, denn weltweit tun das die hauptberuflichen Musikkritiker in mindestens vergleichbarer Tonlage.

Auch die zeitgenössische Musik ist für den Chor kein rundfunkstaatsvertragliches Feigenblatt, sondern ein ehrgeiziges und leidenschaftliches Anliegen – das bezeugen Uraufführungen beim Forum musica viva, das übrigens ebenfalls in der laufenden Saison sein siebzigjähriges Bestehen feiern durfte, sowie bei Paradisi Gloria, dem anderen Konzertzyklus des BR für Neue Musik. Besonders auf diesem Feld der Musik wird es spannend, ob und wie ab der kommenden Saison Howard Arman besteht, der von 1998 bis 2013 den Leipziger MDR-Rundfunkchor leitete und diesem international beachtete Erfolge bescherte. Von dem 1951 geborenen Londoner und aktuellen Musikdirektor des Luzerner Theaters wird Kontinuität und das Ermöglichen neuer Impulse erwartet. Worauf sich Arman liebend gerne einlässt: »Der Programmplanung, also der Auswahl von Repertoire, messe ich eine große Bedeutung bei. Neben den vertrauten, zentralen Werken der Literatur bedeutet fantasievolle Konzertprogrammierung für mich auch die lebendige Auseinandersetzung mit der ganzen Bandbreite des Chorgesangs in einem zeitgenössischen Kontext. Dabei eine gute Balance zu halten beispielsweise zwischen der stilbewusstesten Wiedergabe alter Musik und den Werken, die heute und morgen entstehen werden, empfinde ich als selbstverständlich, als eine anregende Pflicht. Und ich freue mich auf die Realisierung solcher Projekte mit diesem integren, intuitiven, aufgeschlossenen und wunderbaren Chor.« Dass sich das erfüllen möge, hoffen nicht nur die Musikfreunde in München. ||

WOLF LOECKLE

Schöner, ergreifender, bewegender als im Orpheus-Mythos lässt sich menschliches Wesen und die Trauer ums Verwesen nicht fassen. Singend, gesanglich, von Stimme umgarnt. Und trotz aller Herumwischerei auf Tablets und Co., trotz aller Netzwerke sozialer und neoliberaler Charakteristika, fühlt sich die Menschheit noch heute, fernab jeglicher mythischer Zeiten, zum Singen animiert. Diese Sinnlichkeit reißt Heerscharen zumal junger Menschen mit – etwa in Frankfurt am Main anlässlich des Deutschen Chorfests mit rund zwanzigtausend Sängern. Doch so elementar,

Mit solchen zeitlichen Dimensionen rechnet der Chor des Bayerischen Rundfunks freilich nicht. Immerhin aber feiert er anno 2016 seinen siebzigsten Geburtstag. Und das sozusagen im Olymp globalen Sich-An-einander-Messens-und-Reibens. Denn in einer Landeshauptstadt, die – weithin mit realer Berechtigung – von ihrer vielgestaltigen Weltklasse spricht und entsprechend schreiben lässt, betätigt sich der Klangkörper im absoluten Spitzensegment, aktuell angespornt vom Künstlerischen Leiter Peter Dijkstra, der im

Wie so etwas möglich ist, versucht Managerin Susanne Vongries zu beschreiben: »Der Chor des Bayerischen Rundfunks schafft die Quadratur des Kreises. Aus knapp fünfzig herausragenden Künstlerpersönlichkeiten kreieren sie unter ihrer künstlerischen Führung einen so homogenen und unverwechselbaren Gesamtklang, dass einem immer wieder Gänsehautmomente beschert werden.« Und das ist eigentlich auch schon die ganze Kunst: nie zufrieden sein und sich stets weiterentwickeln. »Den ›Dienst abzusingen«

CHOR DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS
14./15. Jan. | 20 Uhr | mit Mariss Jansons und dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks (BRSO) | **Herkulesaal der Residenz**
23. Jan. | 20 Uhr | mit Peter Dijkstra und Mitgliedern des BRSO | **Prinzregententheater**
31. Jan. | 19 Uhr | mit Ulf Schirmer und Mitgliedern des Münchner Rundfunkorchesters | **Prinzregententheater**
4./5. Feb. | 20 Uhr | mit Kent Nagano und dem BRSO | **Herkulesaal** | Karten: 590010880 www.brso.de

Ideen für zehn Leben

Die Taschenphilharmonie – ein 19-köpfiges Sinfonieorchester, das auch nicht vor Mahler-Sinfonien zurückschreckt – hat jetzt ein eigenes Label.



Kleines Orchester, große Töne: Peter Stangel und seine Taschenphilharmonie | © Taschenphilharmonie

CHRISTINA BAUER

Seit 2005 baut Dirigent und Komponist Peter Stangel seine Taschenphilharmonie auf. Das 19-köpfige Orchester hat in dieser Zeit nicht nur mit Konzerten auf sich aufmerksam gemacht, sondern auch mit CD-Produktionen. Letztere richteten sich, abgesehen von einer Mahler-Einspielung, allesamt an junge Ohren. Stangels Konzept, erwachsene Musik für Kinder aufzubereiten, funktionierte hervorragend: Die Koproduktion mit der Wochenzeitung »Die Zeit« und Sony Classical brachte eine umfangreiche Klassik-Box hervor, weitere CDs erschienen im Hörverlag.

Jetzt möchte Stangel mit einem eigenen Label, der »Edition Taschenphilharmonie«,

dokumentieren, dass sein kleinformatiges Orchester auch erwachsenen Klassikhörern etwas zu bieten hat. Die Wahl des Repertoires war nicht ganz einfach. Wie Stangel bekundet, gebe es schließlich unglaublich viele Einspielungen von den besten Dirigenten und Orchestern. »Wir wollen solche Werke rausbringen, bei denen es sich lohnt, auch unsere Fassung anzuhören. Es soll für die Klassikhörer sozusagen einen Hör-Mehrwert geben.«

Für die ersten vier CDs sind nur Werke deutschsprachiger Komponisten am Start: Beethoven, Mahler, Mozart – und Stangel, der erstmals auch ein Album mit einem »Best of« eigener Stücke erstellt hat. Vom jazzig-rockig

instrumentierten »Dribbling«, das für die WM 2006 entstand, über das dramatischere »Lilith concerto« mit Solovioline bis zum humorigen Cembalokonzert »Le fiacre du printemps«.

Etwa halbjährlich sollen weitere Alben folgen. Allen gemeinsam ist der besondere Klang, einst Hauptmotiv für die Ensemblegründung. »In dieser kleineren Besetzung sind Feinheiten der Musik viel besser herauszuhören.« Eine Sonderbehandlung bekommt Beethoven: Nach dem Start mit der Siebten soll bis 2017 soll eine Kompletteinspielung seiner Sinfonien erscheinen. Diese Aufnahmen enthalten außer der Musik jeweils etwa zwanzig Minuten Information zum Werk, aufgezeichnet in der Hörakademie, einer Reihe der Taschenphilharmonie im Gasteig. Die Musik der neuen Edition stammt teilweise aus dem Studio, teils aus Livekonzerten, etwa denen der Reihe »Abenteuer für die Ohren« in der Allerheiligen-Hofkirche. Bestimmt ist bei den nächsten Veröffentlichungen auch mal wieder Musik von Stangel dabei. An Einfällen mangelt es nicht, wie er feststellt: »Die Ideen sind Tag und Nacht da. Wenn ich ungefähr zehn Leben hätte, könnte ich wohl auch alle umsetzen.« ||

TASCHENPHILHARMONIE
Allerheiligen-Hofkirche in der Residenz
24. Jan. | 18.30 Uhr | Tickets: 089 54818181 www.die-taschenphilharmonie.de

Ab in den Süden!



Thomas Hampson | © Kristin Hoebermann (2)

Der Staatsoper steht mit »South Pole« eine großformatige und aufwändige Uraufführung bevor. Das Münchner Feuilleton traf sich mit Thomas Hampson, der eine der beiden Hauptrollen singt.

Ende letzten Jahres hat die Staatsoper ein immenses Warm-up-Programm für Miroslav Srnkas Oper »South Pole« eingeläutet. Für Kirill Petrenko ist es die erste Uraufführung einer abendfüllenden Oper, die er dirigiert. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Wettlauf zwischen dem Engländer Robert Falcon Scott und dem Norweger Roald Amundsen: Es gilt, als erster Mensch den Südpol zu erreichen. Gewonnen hat am Ende Amundsen, der 1911 am Ziel ankam. Scott indes musste nicht nur die Schmach des Zweitplatzierten hinnehmen, sondern auch noch mit dem Leben bezahlen auf der Rückkehr. Die Titelpartien der Oper sind exquisit besetzt: Scott wird gesungen von Rolando Villazón, Thomas Hampson übernimmt die Rolle des Amundsen.

Herr Hampson, verglichen mit anderen zeitgenössischen Opern: Ist »South Pole« denn so schwer einzustudieren, wie es die massige Partitur befürchten lässt?

Nun, der Komponist Miroslav Srnka hat eine große Liebe zu Sequenzen ...

... worunter man eine Tonfolge versteht, die mehrmals wiederholt wird, jedoch auf unterschiedlichen Tonhöhen ...

..., und das muss man erst einmal verstehen. Es ist schon richtig: Die Partitur, die Musik, genau genommen die ganze Oper ist sehr kompliziert. Generell ist moderne Musik sehr rhythmisch strukturiert, und dann kommt obendrein noch die musikalische Sprache dazu. Letztendlich ist aber jede Opernpartie eine Herausforderung für sich.

Muss man sich eigentlich bei zeitgenössischen Werken intensiver mit den Kompositionstechniken auseinandersetzen als bei einer Verdi-Oper, deren Musik für unsere Ohren deutlich eingängiger ist?

Jede Musik hat eine ganz eigene Sprache, und die will erlernt werden. Einen »Wozzeck« muss ich genauso intensiv einstudieren wie eine Schreker- oder Verdi-Oper.

Wie gefällt Ihnen denn die Rolle als siegreicher Amundsen?

Sehr. Obendrein wird die großartige Musik von einem sehr schönen Libretto bereichert. Tom Holloway, der den Operntext verfasst hat, offenbart das Innenleben aller Figuren mit ganz wenigen Worten. Es gibt keine Plappereien, alles kommt sofort zum Punkt. Und Miroslav (Srnka, d. Red.) hat wunderschöne Skalen geschaffen, ja, fast eine Dreidimensionalität.

Wie meinen Sie das?

Auf dem Blatt hat man eine Unmenge an Noten, aber was man letztendlich hört, ist eine Farbe, eine Tonlandschaft. Aus der heraus schälen sich dann unsere Stimmen.

Was gab es eigentlich an musikalischem Material, als man an Sie herangetreten ist mit der Rolle?

Gar nichts! Es gab lediglich eine Beschreibung. Das ist aber gar nicht so unüblich in unserer Branche.

Dann haben Sie ja letztendlich die Katze im Sack gekauft!

Nicht ganz. Als mich Miroslav getroffen hat, haben wir natürlich über sein Vorhaben gesprochen. Außerdem waren die Herren Bachler und Petrenko unglaublich euphorisch bei diesem Thema und vor allem bei diesem

Komponisten, so dass mir schnell klar war: Das wird eine besondere Oper. Da Miroslav noch relativ jung ist, konnte ich mich natürlich im Vorfeld nicht so intensiv mit seiner Musik auseinandersetzen wie bei älteren Komponisten. Ich selbst singe sehr gerne Auftragswerke, nicht zuletzt, weil ich auch die Komponisten unserer Zeit unterstützen möchte.

Und doch sind die modernen Opern nur ein Teil Ihres durchaus gewaltigen Opernrepertoires. Können Sie denn aus den Herausforderungen von »South Pole« oder den anderen zeitgenössischen Werken auch Erkenntnisse für, sagen wir mal, eine Mozart-Oper gewinnen? Hm, gute Frage. Moderne Musik schärft natürlich die Ohren, was sich auch positiv auf die Opern eines Verdi oder Mozart auswirkt. Umgekehrt ist das natürlich genauso: Die

Erfahrungen des klassischen oder romantischen Repertoires sind durchaus wertvoll für die Neue Musik.

Das Wettrennen zum Südpol vor gut hundert Jahren war ja fast schon ein sportlicher Wettkampf zweier Rivalen. Von wem wären Sie damals Fan gewesen?

Also musikalisch ist es natürlich vollkommen sinnvoll, dass Amundsen als eher sachlicher Charakter mit einem Bariton besetzt ist und Scott, der große Träumer, als Tenor. Aber könnte ich nachvollziehen, was in Scott vorgegangen ist? Das Weichere und Edlere? Ich denke schon! Aber der Charakter des Amundsen ist auch hochinteressant.

Streng genommen hat aber Amundsen Scott gelinkt, als er ihn ohne Vorankündigung in einen Wettkampf um den Südpol hineingezogen hat.

Amundsen hat die ganze Welt gelinkt! Selbst in seiner norwegischen Heimat war man überrascht. Er war schlicht der größte Expeditionsleiter seiner Zeit. Und letzten Endes war es ja keine Trickserei, sondern eigentlich Ehrgeiz.

Kannten Sie eigentlich die Geschichte über den Kampf um den Südpol schon vorher? Die Geschichte kannte ich, aber nur im Sinne der Mythologie und Legenden. Die echte Historie habe ich mir dann erarbeitet. Allerdings bin ich generell mit der Zeit um die vorletzte Jahrhundertwende sehr vertraut.

Inwiefern?

Ich singe viel Literatur aus diesen Jahren, von daher habe ich automatisch ein genaueres Bild von der Epoche. Aber da ist auch ein großes persönliches Interesse dabei – es ist ein Zeitalter, das mich sehr anspricht: wie sich damals die deutsche und englische Sprache entwickelten, wie die Menschen überhaupt sich entwickelten, dann die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, die ganze Komplexität der Empire-Mentalität. Die spielt übrigens auch eine große Rolle im Stück. Scott ist nämlich sehr beeinflusst von einem gewissen Kulturbewusstsein aus England. Eine ganz banale, aber wichtige Facette daraus hat ihm letztendlich großen Schaden eingebracht, wie er in sein Tagebuch notierte: Er hat bereut, dass die Engländer damals nichts mit Skifahren am Hut hatten. Ein klarer Nachteil gegenüber den schneefahrenen Norwegern! ||

INTERVIEW: MAXIMILIAN THEISS



Anzeige

TINE THING HELSETH

Trompete

WILLIAM YOUN

Klavier

JAMES MACMILLAN

Dirigent

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER

NACHTMUSIK DER MODERNE 15|16

PINAKOTHEK DER MODERNE ROTUNDE

30. JANUAR 2016

21.00 Uhr
Komponisten-
gespräch
mit James
MacMillan
und Alexander
Liebreich

22.00 Uhr
Konzertbeginn

Karten:
(089) 461364-30
und über
München Ticket



Vormerken!

29. Januar

DAS HEILIGE. DIMENSIONEN UND TRANSFORMATIONEN

Erlöserkirche | Ungererstr. 17 | 19 Uhr
Tickets: Abendkasse | www.erloeserkirche.de

Zum dritten Mal heißt es in der Münchner Erlöserkirche »Nach(t) der Avantgarde«: Dorothea Hofmann, Pierre-Dominique Ponnelle, Johannes X. Schachtner und Michael Wassermann haben sich mit dem »Heiligen« auseinandergesetzt. Ihre Auftragskompositionen werden an diesem Abend in der Erlöserkirche uraufgeführt. Der via-nova-chor München singt zeitgenössische Chorstücke (Leitung: Christian Meister). Ein interdisziplinäres Symposium zum Thema »Was ist uns heilig?« (30.1., 16 Uhr, Erlöserkirche, Eintritt frei) und der Kunstgottesdienst am 31.1. (Erlöserkirche, 10 Uhr) mit Pfarrer Gerson Raabe beleuchten »Das Heilige« aus unterschiedlichen, durchaus provokativen Perspektiven.

JAMES MACMILLAN

Mit seinem Klavierspiel öffnet Herbert Schuch seinen Hörern ganz neue Welten und kommt nun nach München.



Der nette Pianist von nebenan: Herbert Schuch | © www.herbertschuch.com

Der erzählende Pianist

MAXIMILIAN THEISS

»Am Ende geht es doch darum, gute Musik zu spielen.« Das Gespräch dreht sich gerade um die Schwierigkeit, als Pianist seinen Zuhörern stets Neues zu bieten ohne sie vor den Kopf zu stoßen, sei es nun hinsichtlich des Repertoires oder der Spielweise. Währenddessen fiel ganz nebenbei dieser Satz. Doch Herbert Schuch lebt ihn auch. Dabei gibt es doch darüber hinaus so viele weitere Dinge im Leben als Musiker zu beachten: Welche Werke treiben Klassikfans in die Konzertsäle und in die Plattenläden? In welche Richtung wollen Label und Management? Welches Image habe ich als Künstler und welches sollte ich haben?

Schuch scheint sich solche Gedanken nicht zu machen. Stattdessen sucht er lieber nach außergewöhnlichen Projekten. Dramaturgisch hochintelligent konzipierte Alben und Konzertprogramme sind inzwischen sein Markenzeichen. 2014 etwa veröffentlichte er seine aktuelle CD »Invocation« (Naive Classique), auf der er sakrale Klaviermusik zusammengestellt hat. Seine Recitals tragen Mottos wie »Auf verwachsenen Pfaden«, »Vorahnung und Tod« oder »Der Wanderer«. Diese Schlagwörter macht sich Schuch zunutze, um unbekanntere Klavierwerke einem breiten Publikum zugänglich zu machen und bekannte Kompositionen in einen

neuen, noch nicht gehörten Kontext zu bringen. Plötzlich ist es völlig gleich, auf welchem musikalischen Kenntnisniveau man sich befindet. Man hat ja jetzt mit dem Überthema der Konzerte eine Art Starthilfe bekommen, einen roten Faden, um zum Kern vorzustoßen, nämlich zur Schönheit der »guten Musik«. Hinzu kommt, dass Schuch zwar das Ideal des Schönklangs verfolgt, jedoch nicht als höchstes Ziel. Er spielt die Klavierstücke nicht nur, er erzählt sie vielmehr, leuchtet mit Feingefühl die feinsten emotionalen Schattierungen aus.

Im Januar kommt der in Rumänien geborene und in Rosenheim aufgewachsene Pianist

nach München und Polling, und zwar mit einem vergleichsweise konservativen Programm. Dazu kam es, da er vor einiger Zeit für zwei Konzerte in Mailand sein Programm ändern musste, denn das ursprüngliche war den dortigen Veranstaltern zu speziell. »Und was kann ich da als Deutscher spielen? Die drei großen B's natürlich!« Es ist schon eine paradoxe Ironie, dass diese Stückauswahl nach all den unkonventionellen Werkzusammenstellungen eben nicht gewöhnlich, sondern im Gegenteil völlig neuartig ist. Bach, Beethoven, Brahms – das sind alles Stücke aus Schuchs Repertoire. Sie haben also eine gesunde »Lagerung« hinter sich, wie er selbst es ausdrückt. Die Brahmswerke etwa hat er mit fünfzehn Jahren gespielt.

Damals war er bereits am Salzburger Mozarteum Schüler von Karl-Heinz Kämmerling gewesen, einem der weltweit renommiertesten Klavierpädagogen, aus dessen Studentenklasse auch Pianisten wie Lars Vogt und Alice Sara Ott stammen. Von da an spielte sich Schuch mit Geduld und bemerkenswerter Zurückhaltung in den Klavierolymp: Die Wettbewerbe wurden mit der Zeit exklusiver und internationaler, mit 26 Jahren veröffentlichte er seine erste CD, schließlich wurden nach und nach die großen Orchester wie die Camerata Salzburg oder das London Philharmonic Orchestra auf ihn aufmerksam. Doch innerhalb seiner Generation sticht Schuch noch immer dahingehend hervor, dass er dem üblichen multimedialen PR-Zirkus mit Bescheidenheit und Bodenständigkeit begegnet. Letzten Endes geht es ja nur darum, gute Musik zu spielen. ||

HERBERT SCHUCH

20.1. | 19.30 Uhr | Bibliotheksaal, Polling
21.1. | 20 Uhr | Herkulesaal
Karten: 54 818181 (MünchenTicket)
www.hoernagel.de

Gleich zu Jahresbeginn dürfen sich Fans des Kunstlieds über ein in vielerlei Hinsicht überraschendes Debütalbum freuen.



Mirella Hagen, Sopranistin der Extraklasse | © Gerard Collett

Herzenstücke

Über Jahrhunderte hinweg waren es in der Kunst die Herren, die in ihren Werken darüber bestimmt haben, was die Damen dieser Welt so fühlen und denken. Natürlich lag das mitnichten daran, dass alle Männer damals noch Frauenverstehere waren und der weibliche Teil der Menschheit sich daher gemächlich zurücklehnen und die Herren mal machen lassen konnte. Konventionen, Traditionen und eine gehörige Portion fataler Geringschätzung der schöpferischen Qualitäten künstlerisch veranlagter Frauen waren wohl eher die Gründe. »Aber die Männer haben das ganz gut gemacht«, bemerkt Mirella Hagen ironisch dazu.

»Ganz gut« – das klingt verdächtig nach Note drei bis vier, naja. Dass die CD »Mädchenherzen« am Ende aber doch nicht eine Außenansicht weiblicher Befindlichkeiten bleibt, liegt an der unbeschweren, gleichzeitig aber auch abgeklärten Art und Weise, wie die Sopranistin und ihre kongeniale Begleiterin

am Klavier, Kerstin Mörk, die Lieder zum Klingen bringen. Mal schimmert Mirella Hagens Sopran leicht und zärtlich, mal packt er kraftvoll zu – die Sängerin versteht es, ihre Opernerfahrungen (unter anderem 2013 bei den Bayreuther Festspielen sowie in München, wo sie im letzten Jahr bei der konzertanten Aufführung von Wagners »Rheingold« mit dem BR-Symphonieorchester die Rheintochter Woglinde sang) auch für den Liedgesang zu nutzen: Ohne zu überzeichnen und den intimen Charakter des Kunstlieds zu zerstören verfügt ihre Stimme über eine erstaunliche Verwandlungskunst.

Man nimmt den beiden gerne ab, dass sie nicht in mühevoller Recherchearbeit verstaubte Partituren aus den Tiefen der Musikgeschichte gekramt, sondern »Herzenstücke« ausgewählt haben, wie Mörk erklärt. Drei Komponisten hat sich das Duo ausgesucht, allesamt geboren in den sechziger Jahren des

19. Jahrhunderts: Richard Strauss, Hugo Wolf und – für die meisten sicherlich eine hörens-werte Neuentdeckung – Ludwig Thuille (1861 – 1907). Der Südtiroler Komponist war wie Strauss eng mit München verbunden und Anfang des 20. Jahrhundert ein Modekomponist. Recht bald nach dem Ersten Weltkrieg jedoch geriet er weitgehend in Vergessenheit und ist seither allenfalls für seine Kammermusik ein leidlich prominenter Name. Hagen und Mörk jedoch versehen die so verschiedenartigen und variantenreichen Liedkompositionen mit solch schillernden Farben, dass selbst die herrlich ironischen und süffisanten Strauss-Stücke fast ein wenig ins Hintertreffen geraten. Ein Debütalbum also, das nach einer baldigen Fortsetzung verlangt. || mt

MIRELLA HAGEN / KERSTIN MÖRK
Mädchenherzen (Genuin)

Vormerken!

30. Januar

»POGATSCHAR UNSTAGED«

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 114
Tickets: 089 2189 8226 | www.schwerereiter.de

Helga Pogatschar ist eine der vielseitigsten Komponistinnen weit und breit. Sie dichtet Musik für Hörspiel und Medienkunst, Musik- und Tanztheater. »unstaged« zieht eine konzertante Bilanz der letzten Jahre: mit Streichquartetten aus »mystery – mach dir kein bild«, »Abteilung 13 Darstellende Kunst« und »Cadavres Exquis«, Liedern aus »Drei fliegende Minuten« nach einem Text von Nora Gomringer, einer neuen Annäherung an Monteverdis »Lasciate mi morire« und einer Folge von Performance-Musiken für Klavier, Akkordeon und Zuspieldband. Langjährige Weggefährten spielen und singen die Werke. Mit Dorothea Brandt, Slava Cernavca, Jenny Stölken, Vlad Cojocaru, Miku Nishimoto-Neubert, Joe Rappaport & Luciana Beleaeva, Gunter Pretzel und Graham Waterhouse.

31. Januar

»DER KARNEVAL DER TIERE«

(AB 4 JAHREN)
Gasteig, Kleiner Konzertsaal | 11.00, 12.30
und 14.00 Uhr | Rosenheimer Str. 5
Tickets: www.concierto-muenchen.de

Nach der musikalisch-zoologischen Fantasie von Camille Saint-Saëns spielt das Münchner puzzletheater mit über 20 Stab- und Handpuppen und Schattenfiguren den »Karneval der Tiere«. Der Schauspieler und Sänger Peter Seitz erzählt die Geschichte nach dem berühmten Text von Lioriot. Es musiziert das Kammerorchester concierto münchen unter der Leitung von Carlos Domínguez-Nieto.

Jazzbassist Dieter Ilg eröffnet die diesjährigen BMW Welt Jazz Awards. Der Wettbewerb widmet sich heuer den großen Legenden.

Vorbild aus Bonn

DIRK WAGNER

Von wegen »Roll Over Beethoven«: 1956 ließ Chuck Berry in seinem berühmten Rock'n'Roll-Klassiker dem Romantiker Tschaikowsky ausrichten, dass Komponisten wie er oder Beethoven ausgedient hätten. Heute, sechzig Jahre



Kontrabassist Dieter Ilg setzt sich auf seiner aktuellen CD mit Ludwig van Beethoven auseinander | © Till Brönner

später, ist es ausgerechnet jener Wiener Klassiker aus Bonn, mit dem der BMW Jazz Award 2016 seine achte Saison in München eröffnet: Nachdem der Bassist Dieter Ilg mit seinem Jazztrio bereits Verdis »Otello« oder Wagners

leistete sich in einem anderen Jahr den Spaß, auch mal dem Humor in der Jazzmusik nachzugehen. Nun ist es also die Inspiration der Künstler und wie diese ihre Inspiration interpretieren. Ilgs Beethoven am 24. Januar

»Parsifal« jazzmusikalisch aufbereitet hatte, setzt er sich nun auf seinem jüngsten, beim Münchner Jazzlabel ACT erschienenen Album »My Beethoven« sehr persönlich mit dem Komponisten auseinander. Vor allem der Pianist Ludwig van Beethoven mag hier als begeisterter Improvisator dem Jazzbassisten eine besondere Inspiration gewesen sein. Darum passt Ilgs Auslegung der klassischen Musik auch hervorragend in einen Jazzwettbewerb, der heuer unter dem Motto »Inspired by Legends« steht.

Jedes Jahr formulieren die Organisatoren und Juroren des Jazzwettbewerbs andere Kriterien, nach welchen sie die mitwirkenden Künstler einladen und bewerten. So hat man zum Beispiel in einer Saison das Augenmerk auf Formationen gerichtet, die von einem Schlagzeuger geführt werden. Oder man

erscheint da trotz Chuck Berrys Einwand ebenso naheliegend wie die Jimi-Hendrix-Begeisterung, die den Schweizer Gitarristen Christy Doran inspirierte, der am 21. Februar mit der Sängerin Erika Stucky und dem Schlagzeuger Fredy Studer im Doppelkegel der BMW Welt auftritt. Der israelische Saxofonist Oded Tzur lässt sich am 31. Januar indes nicht von einem musikalischen Vorbild, sondern von der Märchensammlung »Tausendundeine Nacht« inspirieren. Und Pier Paolo Pasolini dient sich als Legende für Stefano Battaglia an. Der italienische Pianist befasst sich mit Pasolinis »außerordentlicher Fähigkeit, Gegensätze nebeneinander bestehen zu lassen«, wie Battaglia mal betonte (14. Februar).

Insgesamt sechs Konzerte locken bei der achten Ausgabe des Wettbewerbs die Musikliebhaber jeweils schon am Sonntagmorgen um elf Uhr in die BMW Welt. Da der Eintritt frei, das Fassungsvermögen des Veranstaltungsorts aber nur begrenzt ist, empfiehlt es sich, deutlich früher zu kommen, um im Doppelkegel die Konzerte genießen zu dürfen. Die werden allerdings auch auf eine Großleinwand in den Vorraum übertragen, damit etwaige Zu-spät-Gekommene nicht in zweifacher Hinsicht Umsonst-Gekommene sind. ||

BMW WELT JAZZ AWARDS 2016
BMW Welt | Am Olympiapark 1 | 24. Jan.
11 Uhr | Eintritt frei

Sopranistin Julia Chalfin fand erst spät zur klassischen Musik – was womöglich auch das Rezept für den Erfolg ihres »Opernstammtisch« ist.



Mit Charme und Stammtischmanieren in die hehre Welt der Oper, und das alles im Schlachthof: Sopranistin Julia Chalfin | © Christoph Scheuermann

Prost, Mozart!

CHRISTINA BAUER

Die Augen glänzen mit den Ohrringen um die Wette. Letztere, rote Miniatur-Christbaumkugeln, haben in Haidhausen reichlich Gesellschaft. Mehr als hundert Paar seien es sicher, bekundet Julia Chalfin, 34, beim Tee in einem Schwabinger Café. Diese Leidenschaft habe sie von ihrer Mutter. »Ich genieße die glamouröse Seite«, bekennt die Sängerin. Schmuck, Abendroben – wozu würden sie besser passen als zur Oper? Seit einigen Jahren ist die quirlige Sopranistin, die seit 2007 in München lebt, auch als Moderatorin,

erforderliche »Röhre« fehlte. Ziel drei: Jazz. Aber die Stimme war zu hoch und lieblich und nicht markant oder expressiv genug. In der Abschlussklasse fand sie die Lösung: Eine Lehrerin riet ihr zu Mozart. Sie nahm erstmals klassischen Unterricht und sang zum Abschluss zwei Arien aus »Le Nozze di Figaro«. Als Stipendiatin besuchte sie das Skidmore College und schloss mit 24 Jahren am Ithaca College ab.

Dann verschlug es sie nach Deutschland, ins Allgäu – schuld war die Liebe. Doch Kultur

und Gesang fehlten. Landsmann Donald Sulzen, ein früherer Dozent, riet ihr erst mal zu Intensivunterricht. Von da an pendelte sie jede Woche drei Stunden nach München und zurück für 45 Minuten Unterricht. Die Mühe lohnte sich, denn sie schaffte es ins Aufbaustudium des damaligen Richard-Strauss-Konservatoriums in München. »Ich dachte, ich bleibe ein Jahr und sehe, wie es läuft.« Doch ihre »erste Großstadt« gefiel ihr so gut, dass sie blieb.

Vor drei Jahren entdeckte sie Mezzosopranistin Paulette Herbich, von der sie erstmals lernte, sich und ihre Stimme fürsorglich zu behandeln. So pilgert sie alle drei Monate für einige Tage zum Unterricht nach Wien. Bei der Interpretation neuer Rollen hilft ab und an Coach Wolf-Michael Storz von der Bayerischen Staatsoper. Die Sopranistin hat schon Dramatisches gesungen, »aber in heitere Rollen kann ich mich schneller hineinfinden.« So besehen ist es auch gar nicht so ungewöhnlich, dass sich die gebürtige Amerikanerin in den heiteren Gefilden bayerischer Kabarettkultur schnell wohlfühlte und etwa beim Allgäuer Kabarettisten Maxi Schafroth auftrat. Davon inspiriert begann sie, selbst Musikkabarett zu schreiben, eine Soloshow über das Diva-Werden und andere Stücke, die im Heppel & Etllich liefen. Sie sang in Hartmut Zöbeleys Kinderoper, eine schrieb sie selbst mit. Die Figur der jodelnden, zopf- und dirndlbewehrten Sennerin Reserl wurde zur Lieblingsrolle.

Ihr neuestes Begegnungsforum für hehres Musiktheater und heitere Atmosphäre: der Opern-Stammtisch. Das im Heppel & Etllich Ende 2013 gegründete Format zieht ab Januar in den Schlachthof. Zuletzt sei es eng geworden, berichtet die Gastgeberin. Sie freut sich auf mehr Platz, »tolle, bayerische Atmosphäre«, traditionelle Küche, und: hohe Decken und Holzverkleidung. »Die Akustik ist viel besser dort.« Das dürfte auch den Gästen zusagen – Sänger, Komponisten, Dramaturgen und Dirigenten –, die sie zu ausgewählten Themen einlädt. Neben Musik und Talk soll wieder das Publikum zu Wort kommen, sei es, um Fragen zu stellen oder bei einem Quiz Schnaps zu gewinnen. Der Gegensatz zum oft elitären, distanzierten Umgang mit der »großen« Oper ist Chalfin ein Anliegen. »Ich versuche immer, das Programm so zu präsentieren, dass Gäste, die sich noch nie mit der Oper beschäftigt haben, an diesem Abend einen Zugang finden.« ||

OPERNSTAMMTISCH
Schlachthof | Zenettistr. 9 | 2. Feb., 1. März
(jeden 1. Dienstag im Monat) | 20 Uhr
Karten: 089 72018264

Vormerken!

24. Januar

VORTRAG & DISKUSSION

TALK IS CHEAP – POP UND DIE SOZIAL-WISSENSCHAFTEN | THE CURE. DER EXISTENTIALISTISCHE GRÜNDUNGSMOMENT DES NEW WAVE

IRRIland | Bergmannstr. 8 | 20.00 Uhr

Eintritt frei

The Cure, Synonym für schwarzgestrichene Jugendzentren der 80er Jahre und den Sehnsuchtsound all jener, die sich schwer pubertär ihren Krisen hingaben, sind inzwischen Thema soziologischer Untersuchungen. Darf man heute noch »Killin' an Arab« spielen? Welchen Einfluss hatten »Charlotte Sometimes« oder die »Lovecats« auf spätere Bands wie The Notwist oder die Libertines? Wer hat Adeles »Lovesong« im Cure-Original gehört? Wer sind die Leute, die am 24.10.2016 ins Münchner Konzert von Robert Smith & Co. gehen werden? Im Rahmen der Reihe »Friktionen – Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur« lädt das dept. of volxvergneuen zu einem Vortrag von Matthias Hofmann ein, der über institutionelle Lernprozesse im Nachgang von Technikkatastrophen promoviert hat und das Onlinemagazin »Friktionen« herausgibt. Er fragt: Was kann man aus geschichtlicher, philosophischer oder soziologischer Sicht aus den Äußerungsformen der Band mitnehmen?

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de

22. Januar 2016, 20 Uhr
Szymanowski Quartet

29. Januar 2016, 20 Uhr
„Othello“ Shakespeare (Neues Globe Theater)

Neue ABOs ab 26. Januar 2016

Abb. Jan Maak als Othello

Der Untermieter vom TSV



Mit der Münchner Ska-Formation beNUTS startet das Backstage seine Feierlichkeiten zum 25. Jubiläum
© beNUTS, Grafik: Anja Wesner



DIRK WAGNER

25 Jägermeister für 25 Euro. So lautet ein auf der Homepage des Kulturzentrums formuliertes Jubiläumsangebot zu 25 Jahren Backstage. Wer dieses Angebot nicht mit 24 Begleitern teilen möchte, ist für das vorprogrammiert, was das Popduo Schnipo Schranke in seinem Song »Cluburlaub« als »Flatrate an der Cocktaillbar« besingt. Zumindest aber drückt ein solches Angebot im Rahmen des Jubiläums eine Erweiterung des ursprünglichen Konzertprogramms aus, mit welchem Hans-Georg Stocker seinen Club 1991 gestartet hatte. Die Partys, die mittlerweile ein fester zusätzlicher Bestandteil seines Angebots sind, sichern nämlich nicht nur das Einkommen eines Ladens, dessen Programm nicht über Kultursubventionen gesichert ist. Sie stehen auch für eine DJ-Kultur, die die rein konzertante Poprezeption, so wie sie zu Beginn des Backstages noch vorrangig praktiziert wurde, längst abgelöst hat.

Als das Backstage als Untermieter der Sporthalle des TSV Forstenried in der Graubündener Straße 100 startete (was im Übrigen auch bedeutete, dass man nach einem heißen

Punk-Wochenende die Halle am Montagmorgen frisch geschrubbt und enträuchert dem Turnverein zu übergeben hatte), düsterte München förmlich nach Liveclubs. Damals reisten die Rockfans der Landeshauptstadt nämlich noch in Ermangelung eigener Clubs aufs Land, um dort erleben zu dürfen, was in anderen Städten als urbane Indie-Kultur gefeiert wurde. Dass zur gleichen Zeit mit dem Backstage auch andere Konzertbühnen entstanden wie das Substanz oder die Muffathalle, definiert jene Zeit rückblickend als Erwachen aus einem popmusikalischen Dornröschenschlaf, in welchen die Stadt gefallen war – und das, obwohl sie zuvor mit Errungenschaften wie Giorgio Moroders Musicland Studios mal im Zentrum einer internationalen Popkultur gestanden hatte.

Ursprünglich wollte Stocker jenes Erwachen auch nur journalistisch unterstützen, indem er mit Gleichgesinnten der Münchner Szene ein Stadtmagazin plante. Den politischen Diskurs jener Zeitschrift formulierte er letztlich aber doch nicht über das Sprachrohr der Presse, sondern in Diskussionsrunden und Filmabenden im Liveclub, den er mit Brigitta Erdödy

gegründet hat. Schon bald fand das Backstage an der Donnersberger Brücke eine bessere und größere Bleibe. Vorübergehend zumindest. Nach ein paar Jahren musste der Club nämlich weiterziehen. Und dann wieder. Doch man wuchs mit den Aufgaben: Was als Wochenendhalle startete, ist mittlerweile ein kleiner Kulturpark mit Biergärten, Bars und Konzerthallen. Lediglich das Hotel mit integrierten Proberäumen fehlt noch im Stocker'schen Kosmos, der in den 25 Jahren seiner Existenz auch mal eine Heimat für die schwul-lesbische Party »Candy Club« war oder für »Rage Against Abschiebung«, eine Benefizveranstaltung zugunsten der konkreten Flüchtlingsarbeit. Trotzdem geriet das Backstage in die Diskussion, weil es im Programm wiederholt auch als schwulenfeindlich verschriene Musiker zuließ. Außerdem überließ es der als rechtspopulistisch geltenden Band Freiwild die Bühne. Die Münchner Grünen hielt das freilich nicht davon ab, Jürgen Trittin dort während des Wahlkampfes werbewirksam kichern zu lassen. Und auch die SPD feierte trotz jener kontroversen Diskussionen »in einer der wichtigsten Jugendkultureinrichtungen Münchens« ihren Aschermittwoch. Aber gerade weil das Backstage eine der wichtigsten Jugendkultureinrichtungen Münchens ist, sollte eine entsprechende Sorgfalt in der Programmgestaltung dem Club jenes Image sichern, das er sich 25 Jahre lang gegen alle Widrigkeiten geradezu vorbildlich erarbeitete.

Das Jubiläumsprogramm jedenfalls ist exquisit bestückt, wenn vom 14. bis 16. Januar im Backstage gefeiert wird – unter anderem mit einer der dienstältesten Ska-Formationen dieser Stadt, den beNUTS, sowie mit der Berliner Punkband ZSK und der nicht minder punkigen kanadischen Bluesrock-Combo Danko Jones. Am ersten Tag des Party-Wochenendes ist der Eintritt sogar frei. Da kann man dann auch mal fremde Menschen auf 25 kostengünstige Kräuterlikörchen einladen. ||

25 JAHRE BACKSTAGE

Backstage | Reitknechtstr. 6 | 14.–16. Jan.
Tickets: 089 1266100 | www.backstage.eu

Gleich zu Jahresbeginn feiert das Backstage sein 25-jähriges Bestehen. Aus dem winzigen, Maßstäbe setzenden Club von damals ist ein kleiner Kulturpark erwachsen.

Radikal persönlich



Seit 2014 auch auf Solopfadern unterwegs: Johanna Borchert | © Frank Schemmann, links: Veranstalter

KLAUS VON SECKENDORFF

Es gehört heutzutage zum guten Ton unter Jazzmusikern, dass man keine Genre Grenzen kennt. Nicht mehr sehr spannend, wie es in Ansätzen mal war. Umso aufregender ist es, wenn eine Musikerin weniger dadurch auffällt, dass bei ihr Pop und Avantgarde, Jazz und Rock mit größter Selbstverständlichkeit als Referenzen auftauchen, sondern durch eine radikal persönliche Note bei all dem. Eine Künstlerin, bei der man eine Dringlichkeit spürt, die rein gar nichts zu tun hat mit Mantras wie »Wir könnten doch mal dieses rumänische Lied mit ein bisschen Drum'n'Bass versetzen«.

Die in Bremen geborene und mittlerweile zur Berliner Szene zählende Johanna Borchert ist zunächst am Klavier bekannt geworden, im Duo »Little Red Suitcase« und im wunderbar unberechenbaren Quartett »Schneeweiß & Rosenrot«. Eigenwillige Musik allemal, aber das mit der radikal persönlichen Note wurde erst unübersehbar, als Johanna ihr komplett eigenes Ding drehte und 2014 die CD »FM Biography« herausbrachte. Mit im Boot: der legendäre Soundtüftler und Gitarrist Fred Frith, seit Jahrzehnten lebender Beweis dafür, dass Avantgarde rocken kann. Er meinte

im richtigen Moment: Du hast alles drauf, was du brauchst.

Zu hören sind Songs, mit denen Johanna Borchert schon länger unterwegs war, zunächst in fast schon verstörend intimen Soloverversionen; verstörend, weil auf intime Weise risikofreudig im Umgang mit dem neuen Status als Haupt-sängerin (im Background hatte sie auch schon vorher gesungen). In Quartettbesetzung leben diese Songs immer noch von konsequenter Reduktion (stets) und geheimnisvoller Melancholie (häufig), taugen aber auch dazu, ein quasselndes Clubpublikum zum Verstummen zu bringen.

Johanna tritt nicht in der »Milla« auf, sondern in der »Unterfahrt«. Hier wird keine Sängerin zugequasselt. Es ist allerdings auch kein Fred Frith mit auf der Bühne; dafür aber ein anderer Gitarrist von Format: Peter Meyer, wie der Schlagzeuger Moritz Baumgärtner vom gemeinsamen »Melt Trio« wenig jazz-, aber schwer improverdächtig. Was ja heutzutage nicht verhindert, dass er für den ECHO JAZZ nominiert wurde, den Johanna Borchert dann tatsächlich gewonnen hat: als »Sängerin des Jahres 2015 national«.

Wenn gerne Vergleiche angestellt werden zu Björk, Agnes Obel oder Laurie Anderson, hört sich das hingegen wenig »national« an. Zum Glück nicht deswegen, weil Johanna amerikanisch klingen will. Was ihr helfen könnte, international aufzufallen (wozu es bekanntlich nicht reicht, interessante Musik zu machen), ist das »begabte Aussehen«: eine selbst am Flügel sitzend noch groß wirkende Rothaarige mit Sommersprossen. Sieht man natürlich nicht, wenn man die CD hört. Sieht man aber, gelegentlich zumindest, bei ihren großartigen Videos. ||

JOHANNA BORCHERT

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 21. Jan. | 21 Uhr
Tickets: www.unterfahrt.de

Lange hat die jazzverdächtige Pianistin Johanna Borchert ihre Songs intim am Klavier singend entwickelt. Aber dann ist sie auf den Gitarristen Fred Frith getroffen.

Von Balanchine



Lucia Lacarra und Marlon Dino mit Ensemble in Balanchines »Sinfonie in C« (oben)

Männer! – Matej Urban und Jonah Cook in Bartons »Adam is« (Mitte)

»In the Night« von Jerome Robbins: Ekaterina Petina und Tigran Mikayelyan (links) | © Wilfried Hösl (3)



bis Barton



In seine letzte Spielzeit unter Ivan Liška startete das Bayerische Staatsballett mit einem Dreierabend, wieder eine Kombination von Kleinodien der Tanzgeschichte und einer Neukreation.

THOMAS BETZ

Eine umjubelte Premiere, ein Abend, der alles bot, was das Herz begehrt: choreografische Perfektion und Eleganz, Expressivität und Virtuosität, Power und Humor. Ersteres bei George Balanchines »Sinfonie in C«, einem Tanzstück von akkurat-federnder Schönheit, kreiert 1947 für das Pariser Opernballett. »Le palais de cristal« trug damals den Untertitel »Klassisches Ballett« und spielt die hierarchische Ordnung eines großen Ensembles kompositorisch voll aus, am Ende formiert sich mit 48 Tanzenden schier die ganze Truppe. 1948, in New York, verzichtete Balanchine auf den Bühnenbild-Palast, abstrahierte die Kostüme zu Weiß und Schwarz – und wählte als seither gültigen Titel den der Musik, eines

Jugendwerks von Georges Bizet, seiner einzigen Symphonie. Der Strassbesatz der weißen Tutus und schwarzen Männertrikots erinnert an die Edelstein-Struktur der Erstfassung und lässt die Symmetrie und Variationen des neoklassischen Meisterwerks umso mehr strahlen. 1975 feierte es in München Premiere und wurde 1991 erneut beim Staatsballett einstudiert.

Ein in seiner Abfolge logischer Abend: historisch, denn das Mittelstück, Robbins' »In the Night«, datiert von 1970; Bühnenbildtechnisch, denn auf die blaue Hintergrundfläche bei Balanchine folgen Robbins' funkelnde Sterne in der schwarzen Nacht und seine Kronleuchter, bevor bei Aszure Barton ein großer Bär felsengleich in der Dunkelheit aufragt.

Zu Nocturnes von Chopin (schön gespielt von Marina Babanina) choreographierte Robbins die Beziehungsmuster dreier Paare: die junge Liebe (getanzt von Ivy Amista und und Javier Amo), ein reifes Paar (Ekaterina Petina und Tigran Mikayelyan), eines in turbulenter Auseinandersetzung, das sich streitet und wieder findet (Lucia Lacarra, die mit größtem Applaus bedachte Solistin, und Cyril Pierre). Auch dieses luzid getanzte Meisterwerk gehörte schon zum Münchner Repertoire. Solche Kleinodien zu zeigen, fügt sich in die Münchner Programmpolitik eines lebendigen Tanzerbes, das mit Rekonstruktionen brilliert, etwa von Petipas »Paquita« oder von Wigmans »Sacre«, und die Breite der Tanzgeschichte vielfältig vor Augen zu führen sucht. Nur was die Gegenwart betrifft, wollte sich das höchste Glück nicht einstellen – mit einer Ausnahme: den Kreationen von Richard Siegal.

Nun hat man es wieder versucht, mit der in New York lebenden Kanadierin Aszure Barton, die seit ihrer Residenz am Baryshnikov Arts Center mit namhaften Kompanien gearbeitet hat und die das Bayerische Staatsballett für Deutschland entdeckt hat. Nach einer »weißen«, luftigen Kreation in neoklassischer Tradition, »Konzert für Violine und Orchester« (2014), arbeitete Barton diesmal ausschließlich mit Männern. Und betitelte ihr Werk nach dem Ur-Mann und all seinen Eigenschaften. In »Adam is« führt sie die Zuschauer und ihre in Leopardmuster-Anzüge gewandete Truppe per Videoprojektion (Tobin del Cuore)

in einen Laubwald, wo – naja? – die wilden Männer und Tiere hausen. Jedenfalls der große Bär.

Ein riesiges Monument, Totentier oder Regressions-Götzenbild – ein Teddybär: Kinderspielzeug, Trostspender, eventuell auch ein Schwulen-Attribut. Der Riese hier, mit schwarz glänzender Nase und traurigen Knopfaugen sitzt nur da, dient – gar nicht flauschig – Bartons Männern als felsiges Kletterobjekt, auch als Höhleneingang wie eine mythische Vulva. Er hat keinen Mund, aber in der Sound-Spur der perkussiven Musik von Curtis Robert Macdonald, brummt er dann, ja röhrt. Oder stöhnt mensch?

Die neun wilden Männer formieren sich erst zu einem Kreis wie beim Rugby. Sie konkurrieren, kämpfen, werfen sich in Pose, agieren als springende und schenkelklatzende Horde und als Individualisten. Was machen die Männer? Wird was aus ihnen? Einer (Léonard Engel) lernt und kann was: steppen! Am Ende sitzen zwei (Jonah Cook und Matej Urban) in inniger Umarmung: Vater und Sohn? Kind und Teddy? Ein homosexuelles Liebespaar? Ein Plädoyer für Nähe und Zärtlichkeit, Mitmenschlichkeit? Aszure Barton spielt mit Assoziationen und unterschiedlichen Momenten, lässt deshalb vieles offen.

Ihre Bewegungssprache mixt und überblendet unterschiedliche Elemente und Impulse – am Boden schlitternd und kugelnd, athletisch, gebrochen, pathetisch, mit flatternden Rockschoßen. Immer mit Energie. Aber Bartons augenzwinkerndes Gleichnis kommt – seltsam – nicht im Hier und Heute an. Das mag an postmoderner Ironie liegen, aber doch auch an gewandter bewegungsästhetischer Rückwärtsgewandtheit bis hin zu altmodischer Expressivität. ||

GEORGE BALANCHINE: SINFONIE IN C
JEROME ROBBINS: IN THE NIGHT
ASZURE BARTON: ADAM IS
Nationaltheater | 29. Januar | 20 Uhr
21., 23. Feb., 19. April | 19.30 Uhr
www.staatsballett.de

Vormerken!

16./23./30. Januar

MINUTEMADE

Wechselnde Aufführungsorte | jew. 21 Uhr
www.gaertnerplatztheater.de

Für ihre Minuten-Terrine haben die Choreografinnen und Choreografen eine Woche Zeit, um mit dem Ballettensemble des Gärtnerplatztheaters ein Tanzstück zu erarbeiten. Je zwei Performances werden an einem Abend präsentiert, an der Schnittstelle zur nächsten Arbeit ist jedesmal ein neuer Übergangs-Dreh zu finden. Mit diesen Regeln – und den unterschiedlichsten Stilen, Storys und Konzepten der eingeladenen internationalen Tanzschöpfer – fand das Format begeisterte Aufnahme beim Publikum. Diesmal nun sind Nachwuchstalente aus dem Ensemble am Zug.

29. Januar

ART-IN RESEARCH: DER SOZIALE UND POLITISCHE KÖRPER

Tanztendenz | Lindwurmstr. 88 | 19 Uhr

DANCING HORSES – DIFFERENT OTHERS

Muffatwerk, Ampere | Zellstr. 4 | 20.30 Uhr

Es ist allerhand los im Januar, in der Tanzszene: Am selben Abend widmet sich art-in research – mit einer Präsentation von Maya M. Carroll (Haifa/Berlin), Roy Carroll (Dublin/Berlin) und der Münchnerinnen Anna Donderer, Judith Hummel und Heid Schnirch – der Haltung des Teilnehmens und dem Moment des Teilens, während Aurelia Baumgartner die Pferde zum Tanzen bringt – im Rahmen eines »Philosophie-Performance-Symposiums zu Körperpolitiken und Nonhuman Thinking« mit Baumgartner, Ole Frahm (LIGNA), Alice Lagaay, Heidi Salaverría, Rainer Totzke u. a., das am Freitag, 29. 1., um 15.30 Uhr beginnt und am Samstag, 30. 1., ab 10 Uhr fortgesetzt wird (www.koerperdenken.wordpress.com).

9./10. Februar

JÉRÔME BEL: GALA

Münchner Kammerspiele, Kammer 2

Falckenbergstr. 1 | 20 Uhr

www.muenchner-kammerspiele.de

Der französische Choreograf Jérôme Bel hat den Tanz neu erfunden, indem er das Theater und seine Umgangsformen hinterfragt hat. Von der Autorschaft über Zuschauerwartungen und die Tatsache dass die Show immer weitergehen muss. Deshalb hat Bel auch die Tanzgeschichte neu geschrieben, indem er andere Künstler und deren Praxen und Biographien in sein Bühnendenken, -fragen und -zeigen integrierte. Zuletzt hob er die Trennung von professionellen Darstellern und »Laien« auf, indem er mit behinderten Performern arbeitete, Normalmenschen vors Mikrofon stellte und in »Gala« (2015) Tanzende aller Art und Qualifikation inkludierte. Eine Gala für alle, mit der 20 Münchnerinnen und Münchner auf der Bühne sichtbar werden. Im Rahmen von ACCESS TO DANCE ist der Abend an den Kammerspielen und am 12. Februar (20 Uhr, Tickets: 089 95081-506) auch im Bürgerhaus Unterföhring zu erleben.

11./12. Februar

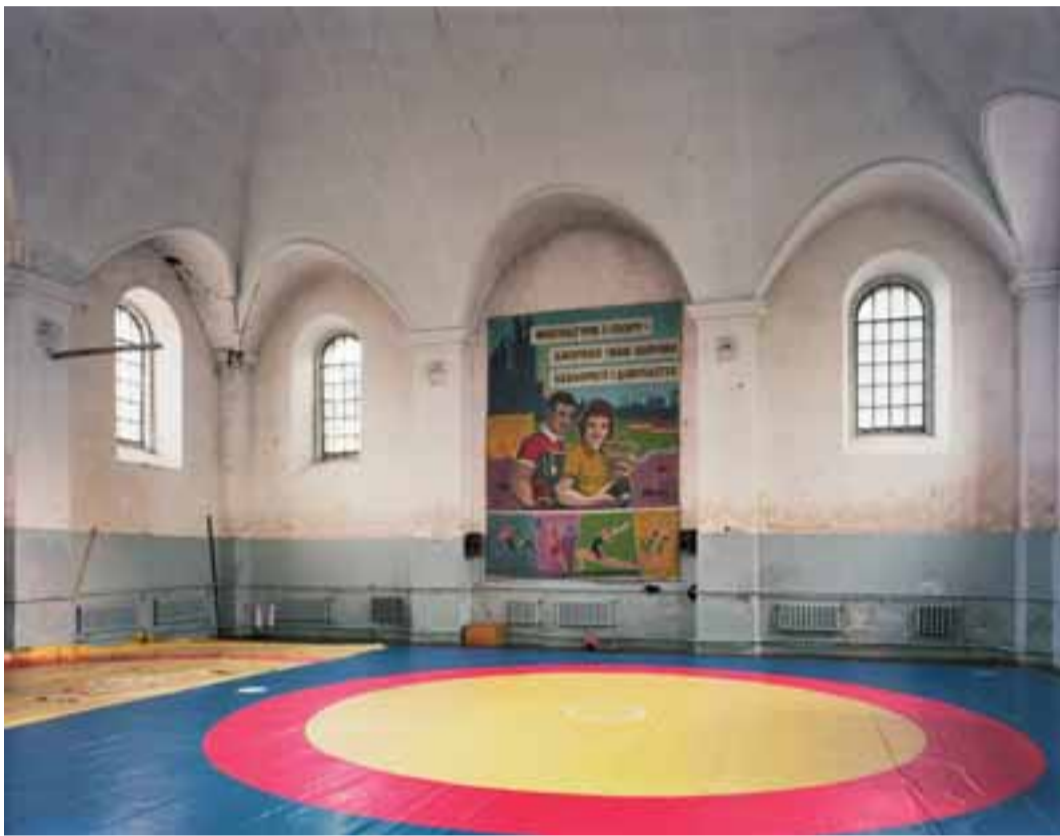
CEREN ORAN: SAG MAL

Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 | jew. 10 und 16 Uhr | www.tanzbuero.muenchen.de/aktuelles

Inklusion von Anfang an? Oder einfach: verstehen lernen? »Ein Theaterstück für Kinder ab 2 Jahren über Sprache ohne Worte« präsentieren die Choreografin und Soundpainterin Ceren Oran, der Musiker Tuncay Acar und der Tänzer und Schauspieler Roni Sagi als Uraufführung. Spielerisch überwinden die Akteure Kommunikationsbarrieren.

Nachnutzung

Räume als Zeitzeugen, jedes Detail ein Hinweis: Johanna Diehl hat ehemalige Synagogen in der Ukraine fotografiert.



Johanna Diehl | Ukraine Series | Novoselitsia I | 2013 | Horodenka I (links) | 2013 | C-Prints | 126 x 159 cm
© Johanna Diehl, Courtesy Johanna Diehl und Galerie Wilma Tolksdorf Frankfurt/Berlin (2)

THOMAS BETZ

Helles, gleichwohl gedämpftes Licht fällt durch die gewölbten Fensternischen auf das rissige, verletzungsträchtige Parkett. In der Ecke, vor einer Nische, eine Sprossenwand und Kletterseile. Sehen so Turnhallen aus? Oder ist das eine Abstellkammer? Fremde Namen: Nemyriv, Verbovets, Vinnytsia, Zhytomyr, Shepetivka, Terebovlia.

Sechs Fotos seltsamer Sporträume bilden den Auftakt oder Nachklang zur Präsentation der großformatigen Bilder noch wundersamerer, menschenleerer Situationen aus der »Ukraine Series« von Johanna Diehl in der Pinakothek der Moderne (Raum 15). Das Drogerielädchen, das Heimatmuseum, die Ruinen, das große Kino, der kleine behelfsmäßige Theatersaal, die hohe, mit neonbeleuchteten Tischen bestückte Halle einer Näherei – all diese Räumlichkeiten waren einst Synagogen.

Andere Länder, andere Traditionspflege. In den USA wurden Kirchen etwa so säkularisiert, dass Performance-Center, Aufnahme-Studios und Bars den Raum nutzen. Im katholischen Bayern – wo inzwischen auch Klöster verkauft und umgewidmet werden – dürfte man geweihte Kirchen eher selten weltlichen Zwecken zuführen. Und Synagogen? Die wurden in deutschem Namen geschändet und zerstört – und werden deshalb hierzulande mit besonderem historischem Augenmerk betrachtet. Wofür aber sind denn historische Bauwerke Zeugen? Für vieles. Für alles, was geschehen ist oder, genauer, was man an ihnen ablesen und mit ihnen verbinden kann.

Dass uns Gebäude begleiten und dass wir mit ihnen Zeiten teilen, machen historische Aufnahmen deutlich, und, schlagartig, Fotos von Zerstörungen. Gibt es gar im Kapitalismus einen fotokünstlerischen Trend zu aktueller Ruinenromantik, bei Ansichten von aufgegebenen Shopping-Malls oder ganz langsam verwesenden Hotelzimmern? Die Bilder von Johanna Diehl sprechen eine andere Sprache. Ihr dokumentarischer Zugang ist konzeptuell, ihre Frage nach dem Abwesenden, nach dem Gedächtnis, dem historischen Erbe stellt auch die Frage nach der Gegenwart von Europa. Die 1977 in Hamburg geborene Fotografin hat sich schon mit Sakralbauten in Zypern – ihren Abtrennungen, Kanzeltreppen, Nischen, mit ihrem Wandel zwischen den religiösen »Besitzern« – und zuletzt mit faschistischer Architektur in Italien beschäftigt.

Schon als Akademiestudentin in Leipzig hatte sie mit einem ihrer Lehrer, dem aus der Ukraine stammenden Fotografen Boris Mikhailov, 2003 Odessa bereist. Für ihre »Ukraine Series«-Aufnahmen von 2013 forschte sie, beginnend mit Chernivtsi/Tschernowitz, nach den fast vergessenen, oft versteckten oder in Fabriken, Krankenstationen, Gefängnissen

oder Läden verwandelten Synagogen im Land. Befragte ältere Bewohner, orientierte sich nach der typologischen Ausrichtung zum Marktplatz.

Die Geschichten reichen weiter zurück als bis zur deutschen Besetzung, während der zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung ermordet wurden. 1919 wurde die Ukraine Sowjetrepublik und ging in die säkulare Sowjetunion ein; die Synagogen wurden enteignet und als Sporthallen, Theater, Kinos der Gemeinschaftsbildung zugeführt oder als Werkstätten und Geschäfte genutzt. So auch nach den Zerstörungen durch die Deutschen, wieder unter dem Regime der Sowjets. Und in der jetzt souveränen Ukraine.

72 analog mit einer Großformat-Plattenkamera aufgenommene Fotos umfasst die ganze Serie, die Johanna Diehl in Buchform herausgebracht hat. In instruktiver typologischer Anordnung, überraschend mit immer neuen Details skurriler Nachnutzung und herzergreifenden Relikten und Zerstörungszeichen. Die Publikation – mit einer kurzen Einführung von Bernhard Maaz, Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen – ist für den Deutschen Fotobuchpreis 2016 nominiert. Es ist mehr als eine Dokumentation. Die Bilder erzählen mehr, als noch erzählt werden kann. Johanna Diehl stellt sich und uns die Frage nach dem Umgang mit Geschichte. Das tut, im Buch, auf seine persönliche Weise auch der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytch – eine der Synagogen, in Lemberg, war seine Turnhalle: »Ich habe keine Fragen gestellt, ich habe Volleyball gespielt. Ein Spiel, das Koordination und Aufmerksamkeit erfordert, keine Gleichgültigkeit.« ||

JOHANNA DIEHL: UKRAINE SERIES

Pinakothek der Moderne | Barer Str. 40
bis 6. März | Di–So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr
Kuratorenführung mit Rabbinder Avigdor Bergauz, Carolina Glardon: **4. Feb.**, 18.30 Uhr
Tweetwalk »Gestern, heute, morgen: Spuren jüdischen Lebens in München«: **7. Feb.**, Anmeldung unter presse@pinaothek.de | Kuratorenführung mit Caroline Fuchs: **26. Feb.**, 12.30 Uhr
Kuratorenführung mit Besuch der Synagoge Ohel Jakob: **3. März**, Anmeldung bis 22.2.: 089 23805-198 | www.pinakothek.de

JOHANNA DIEHL: UKRAINE SERIES

Texte von Juri Andruchowytch und Bernhard Maaz | Sieveking, 2015 | 160 Seiten, 72 Abb. | 49,80 Euro

Anzeige

mcbw
MUNICH CREATIVE BUSINESS WEEK

DESIGN CONNECTS VISIONS FOR ECONOMY
THE GERMAN DESIGN EVENT

20. – 28. FEB 2016

Ausstellungen, Konferenzen, Workshops – über 150 Veranstaltungen rund um das Thema Design warten auf Sie im Rahmen der 5. Munich Creative Business Week.

Die BMW Group ist Partner: Designfaszination in den schönsten Locations Münchens, unter anderem in der BMW Welt, im BMW Museum und bei BMW Lenbachplatz.

WWW.MCBW.DE

Förderer: Bayerisches Staatsministerium für Wirtschaft und Medien, Energie und Technologie; Landeshauptstadt München

Kooperationspartner: iF, BMW GROUP

Partner: BMW, Mercedes-Benz, Audi, Volkswagen

Partnerland Niederlande: B&W, X

Mediapartner: BAYERN, brandeins, novum, DETAIL, form, H.Q.M.E., domus, flair, deZeen



Joachim Jung | Paul Klees Küche, Schwarzquarell | 2014 | 26,5 x 35 cm | Von Klees Balkon konnte man quer hinüber auf Kandinskys Balkon in der Ainmillerstraße 36 blicken, wie Joachim Jung entdeckt hat

In Paul Klees Küche und darüber hinaus

Es begann mit einer Brandmauer: Der Maler Joachim Jung hat Klees Wohnung in Schwabing nachgespürt und sie in seine Kunstwelt überführt. Eine Ausstellung zeigt schöne Beispiele seiner zyklischen Arbeiten.

HEIDI FENZL-SCHWAB

Sie war dunkel, die »kleine Wohnung in der Ainmillerstraße auf Nr. 32 im Gartengebäude, zweiter Stock rechts« in München-Schwabing, die Paul Klee in seinen Tagebüchern beschreibt, er bezog sie 1906 nach seiner Heirat mit der Pianistin Lily Stumpf. Zwei Zimmer, eine Mädchenkammer, eine Küche mit Nordbalkon, nach der Geburt des Sohnes 1907 diente sie auch als Atelier und Arbeitsraum. Die Frau gab Klavierstunden und sicherte das Familieneinkommen, Paul Klee führte das Leben eines Hausmanns und kümmerte sich um Felix, den Sohn, wenn wieder einmal das Kindermädchen, das »Lausdirndl«, weggelaufen war. Felix Klees Erinnerungen beschwören den kreativen Kosmos dieser Küche herauf, in der sein Vater nicht nur leidenschaftlich kochte, sondern auch wie ein »Alchimist« hantierte, »Aquarelle und unendlich feine Zeichnungen« schuf, sie bot die größte Lichtquelle in der Wohnung, in der das »Tageslicht durch asthmatische Gas- und Petroleumlampen verstärkt« werden musste.

Nach der Reihe bissig-ironischer Radierungen – ein Höhepunkt seines Schaffens dieser Jahre ist der »Held mit dem Flügel«, Allegorie

des künstlerischen Wollens und Scheiterns – beginnt Klee sich neuen Techniken zuzuwenden. In der Intimität dieser Wohnung entstehen Hinterglasbilder und eine Fülle von Zeichnungen und Tonaquarellen; Klees Tagebücher geben Werkstattprotokolle seiner Mühen und Studien von der Linie zur Fläche zu kommen, seiner Experimente zur Lichtwirkung und Möglichkeiten der Konstruktion. »Die Tonalität hat mich«, liest man in den Aufzeichnungen dieser Zeit, sie wird oft übersehen auf dem Weg des Künstlers zur Farbe. Noch wollte sich der äußere Erfolg nicht einstellen. Der »Küchenbalkon«, so berichten Tagebucheinträge, sei oft sein »einzigster Ausgang«, der Blick durch die Gitter, den er in einem Hinterglasbild darstellt, »der Ausblick eines Gefangenen in mehrfacher Hinsicht«, aber auch »Hauptdokument für die Befreiung aus der Enge«.

Der Münchner Künstler Joachim Jung macht nun die Zimmer dieser Wohnung sichtbar. Sie sind das Herzstück einer Ausstellung im Kunstkabinett des Münchner Künstlerhauses, die den Besucher in ferne Räume entführt. In vierundzwanzig »Schwarzquarellen« – eine Technik Klees wiederaufnehmend und sie gleichzeitig intensivierend – lässt der Maler Paul Klees Küche, Lily Klees Musikzimmer neu entstehen. Die Poesie der Flächen, die Fensterkreuze und Türöffnungen mit ihren wechselnden Lichteinfällen, die Blicke von einem Zimmer in das andere, schaffen Imaginationsräume, die der Betrachter mit seinem Wissen über Klee und auch dessen eigener bildlichen Darstellungen der Interieurs dieser Wohnung bespielen kann. Dabei betritt er exakt rekonstruierte Räume, die Darstellungen beruhen auf einem genauen Studium der Baupläne, die Jung im Archiv aufgespürt und maßstabsgetreu wie ein Architekt in einem Modell nachgebaut hat.

Diese in den letzten zwei Jahren entstandene Serie von Arbeiten ist die aktuelle Position einer komplexen, langen Forschungs-

canvas«, ein großes »Zettelbild«, so nennt Jung die hier angewandte Collagetechnik, das die Tunisreise Klees und seiner Freunde August Macke und Louis Moilliet darstellt. In diesem besonderen Licht sind auch Jungs großformatige Bildnisse Klees vor der Silhouette Münchens zu sehen: Zart der Beginn in der Studienzeit mit der Geige in der Hand, die Arbeit mit dem Pantographen in der Küche – wie er sie später in den Tagebüchern beschreiben wird – zeichnet sich ab. Und dann ist Paul Klee angekommen in der Welt des Blauen Reiter, durchdrungen von der Epiphanie des Erlebnisses in Tunis: »Die Farbe hat mich [...] ich und die Farbe sind eins. Ich bin Maler«. Es lohnt sich, zwischen Jung, Klee und der Klee-Kandinsky-Ausstellung im unteren Kunstbau des Lenbachhauses zu pendeln.

In umfangreichen Zyklen schafft Joachim Jung vielfältige Bilder von Räumen und den Menschen in ihnen. Die Lebens- und Arbeitsspuren von Forschern, bildenden Künstlern und Schriftstellern, mit denen er sich intensiv meist über Jahre hinweg beschäftigt, finden ihren Weg in vielschichtige neue Bildwelten, gleichzeitig kritische, analytische Erinnerungsprojekte, aber auch Verwandlung in eine eigene reiche Produktion aus Zeichnung, Malerei und Fotografie. In den Straßen Münchens und am Waldfriedhof gibt es ein umfangreiches Gedenktafelkunstwerk zur Schriftstellerfamilie Mann zu entdecken (www.tmf.de/gedenktafeln.php), daraus bezaubert in der Ausstellung eine Serie von Porträts, die Familienmitglieder in der Aura eigener Farbwerke. Joachim Jung – der mit dem Friedrich-Baur-Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und 2009 mit dem Schwabinger Kunstpreis ausgezeichnet wurde – ist ein Entdecker der Welten zwischen drinnen und draußen, oft wandert er auf den Spuren verwandter Geister wie etwa Henry David Thoreau, Hermann Lenz oder Jean Paul. Die Hütte aus »Walden« oder die wunderbare Bibliothek in der »Dachstube« von Hermann Lenz, Jean Pauls »Pfarrhaus in Joditz« unter dem »Sternenhimmel« sind Orte unentwegten Aufbrechens, Passagen in die und in den Parallelwelten von Kunst und Literatur. ||



Zarter Beginn in der Studienzeit, der Maler mit der Geige – Bildnis von Paul Klee in der Amalienstraße 29
1996 | Bleistift, Farbstift, Wasserfarben und Wachs auf Büten, 113,5 x 169,5 cm | © Joachim Jung (2)

und Erinnerungsarbeit zu Paul Klee, die 1989 begann mit der Entdeckung einer Brandmauer in der Ainmillerstraße 32, an der sich die im Krieg zerstörte Wohnung der Familie abzeichnete. Jung hat sie »ablesen gelernt«, wie er sagt, und, nachdem sie 2015 hinter einem Neubau verschwunden ist, in eine Kunstwelt überführt. Die Haussilhouette findet sich mehrmals wieder in der Ausstellung: In der Sequenz einer Fotoarbeit komplexer Überblendungen und Lichtzeichnungen, in der man durch den Balkon gleichsam in die Küche Klees blickt und bei dem aus dem Tagebuch bekannten Experiment mit der Kerze zusehen kann. Ebenfalls als »shaped

JOACHIM JUNG
AQUARELLE, GEMÄLDE, ZEICHNUNGEN
Münchner Künstlerhaus | Lenbachplatz 8
14. Januar bis 26. Februar | Besichtigung nach telefonischer Vereinbarung: 089 5991840
Eröffnung: 13. Januar, 19 Uhr | Mi-Fr 14-18 Uhr, Sa 11-16 Uhr, | Führung von Joachim Jung:
18. Jan., 19 Uhr | Vortrag von Joachim Jung:
22. Feb., 19 Uhr



A Reverie Interrupted by the Police | 2003 | 1-Kanal-Videoinstallation (Farbe, Ton) | © Courtesy Sammlung Goetz, München (3)

Rodney Graham ist ein humorvoll-poetischer und rätselvoller Querdenker und Querverweiser. Die Sammlung Goetz präsentiert eine drei Jahrzehnte überspannende Werkschau des kanadischen Konzeptkünstlers.

Der Reiter und die Kokosnuss

HANNE WESKOTT

Wer in der Ausstellung von Rodney Graham in der Sammlung Goetz glaubt, Pferdegetrappel zu hören, hat scharfe Ohren. Denn in einem Video im Untergeschoss klappern zwei Kutschpferde über Kopfsteinpflaster. Im ersten Stock aber, wo die Ausstellung beginnt, gibt es in einem zweiteiligen Leuchtkasten nur ein nicht reitfähiges Modellpferd zu sehen, auf dem der Künstler selbst sitzt: verkehrt herum, mit dem Gesicht zum Hinterteil des Tieres. Er trägt einen langen weiten Mantel, ein Barett auf dem Kopf und liest in einem aufgeschlagenen Buch. Vorbild für dieses ungewöhnliche Reiterstandbild war kein geringerer als der Humanist Erasmus von Rotterdam, der 1536 mit etwa 70 Jahren – sein Geburtsdatum steht nicht fest – in Basel gestorben ist. Hans Holbein d. J. hat ihn mehrfach in der von Graham gewählten Aufmachung beim Lesen oder Schreiben porträtiert. Federkiel und Buch waren selbstverständliche Requisiten bei der Darstellung eines gelehrten Mannes. Bei Rodney Graham handelt es sich allerdings nur um das Telefonbuch von Vancouver.

Der Philosoph als Wetterfahne

Eine der berühmtesten Schriften des Erasmus von Rotterdam ist »Lob der Torheit«. Diesen Titel hat sich Rodney Graham für sein Reiterstandbild ausgeliehen, aber er könnte über seinem gesamten Werk stehen. Denn Graham liebt es, in die Rolle des Toren zu schlüpfen, der die Logik verdreht, um versteckte Zusammenhänge offenzulegen. Seine Erkenntnisse verpackt er dann gerne in Geschichten, zu denen er wie für einen Film einen Plot entwickelt und einzelne dazugehörige Requisiten ausbreitet. Die Geschichte muss sich der Betrachter dann selbst zusammenreimen. Im Falle von »Lob der Torheit« hat Graham die üblichen Größenverhältnisse auch noch umgedreht. Der drei Meter hohe Doppelleuchtkasten gilt nämlich nur als Modell für den wesentlich kleineren Aufsatz einer »Wetterfahne«. Dieses in Bronze gegossene und in die Fläche gepresste Reiterstandbild ist zwar rein formal nicht gerade aufregend, für Grahams Querdenkertum aber interessant. Denn wer hat jemals Erasmus von Rotterdam auf einem Pferd als

Wetterfahne gesehen? Damit aber ist für Graham weder das Thema »Wetterfahne« noch Erasmus erledigt. Unter dem Titel »British Weathervanes« hat er zwölf unterschiedliche Entwürfe für Buchcover erarbeitet, die sich wie eine Art fiktives Reisetagebuch lesen, in dem das Interesse des Künstlers allein den Befindlichkeiten seines Helden gilt: Erasmus in Sturm und Regen, beim Fischen, beim Trinken, als Modell für einen Maler und eben, wie er verkehrt herum auf einem Pferd sitzt.

Auch die Großen der Geschichte hatten ihr kleines, alltägliches Leben, worüber man normalerweise nur wenig liest. Diese Lücke zu füllen unternimmt Graham hin und wieder in seiner Kunst. Wenn der Künstler selbst seine Ausstellung erläutert, erzählt er freimütig von den Wegen und Umwegen, die er bis zum fertigen Werk zurückgelegt hat. Man erfährt, wie eines zum anderen führt, wie ein Stück Kunst das nächste gebiert, und wird den Eindruck nicht los, dass er in diesem Augenblick seine

Geschichte schon wieder weiterspinn. In »The System of Landor's Cottage. A Pendant to Poe's Last Story« ist diese additive Denkweise für das Werk grundlegend. Den Ausgangstext »Landor's Cottage« von Edgar Allan Poe nennt Graham seinen »Wirtstext«, weil er so angelegt ist, dass man daraus einen »Wälzer romanhaften Ausmaßes« machen kann. Poes letzte Kurzgeschichte (1849) ist mehr oder weniger die Beschreibung eines kleinen Hauses. Diese reiche Graham mit architektonischen Details



Typewriter with Flour | 2003 | Light Box | 40 x 50 x 10 cm

an, so dass aus dem kleinen Landhaus ein großes und aus dem Prosastück von Poe ein 312-seitiges Buch wird. Diese Erweiterung brachte er später auch auf Französisch heraus. Dazu noch entwarf Graham eine Luxusausgabe, deren Schutzumschlag in Rot den Titel »Vathek« trägt. Vathek ist der Name des Kalifen, der im Mittelpunkt des gleichnamigen Romans (1786) des britischen Millionärs William Beckford steht. Darin wird ein Überwachungsturm gebaut und eine Art schwarzer Messe beschrieben, die Jorge Luis Borges »die erste wahrhaft grässliche Höhle in der Literatur« nennt, das Buch lasse »die satanische Pracht« eines Edgar Allan Poe voraussehen. Rodney Graham erinnert durch den in den roten Buchkasten eingravierten Titel an diesen frühen Meister des Schauerromans und weist damit auf die Entwicklungslinie von Beckford zu Poe hin – der in seiner Erzählung aus »Vathek« zitierte.

Der Besucher erfährt davon allerdings – auch wenn er sich mit dem hilfreichen Kurzfürer in der Ausstellung bewegt – nur wenig. Er müsste Zeit für eine Recherche investieren. Damit wären wir bei einem der größten Probleme von Rodney Grahams Ausstellungen. Wenn die Exponate stumm bleiben, kann sich der Kosmos von Grahams Kunst nicht erschließen. Glücklicherweise sind sie oft so rätselhaft, dass man partout hinter ihr Geheimnis kommen will. Denn wenn man aufmerksam sucht und zwei und zwei zusammenzählt, kann der Blick »hinter die Kulissen« gelingen, wie bei der Geschichte mit den Kartoffeln. Da begeg-

ist ein Schiffbrüchiger gestrandet. Er liegt dösend – mit einer Kopfwunde – am Strand unter einer Palme, wacht auf, schüttelt – wieder? – die Palme und wird von einer herunterfallenden Kokosnuss am Kopf getroffen, stürzt hin und alles beginnt von vorne. Der Loop wird so zum Rad des Lebens oder zum Hamsterrad und damit zu einem Bild des menschlichen Verhaltens: Der Mensch macht immer denselben Fehler, wenn auch die historische Kleidung und das Inselchen die Handlung in eine Märchenwelt versetzen.

»Vexation Island« ist hier nicht zu sehen, dafür aber »City Self/Country Self« aus dem Jahr 2000. Ein Mensch vom Land kommt mit der Kutsche in die Stadt und erhält vom Stadtmenschen einen Tritt in den Hintern. Das wiederholt sich ohne Ende. Zur Illustration hat Graham dazu die Kostüme ausgestellt, die deutlich zeigen, dass beide, Dorf- und Stadtmensch, sich wohl vorbereitet in diese kleinen Händel begeben. Während der Stadtmensch am rechten Fuß einen besonders langen, spitzen Schuh trägt, hat sich der Dorfmensch das Hinterteil seiner Hose gut auspolstern lassen. Beide Typen werden übrigens vom Künstler gespielt, so dass man durchaus an die »zwei Seelen in einer Brust« denken kann, aber auch wieder an die Lernunfähigkeit des Menschen.

Rodney Graham, Jahrgang 1949, lebt in Vancouver und zählt zu den konzeptuellen Fotografen wie Jeff Wall, die Vancouver berühmt gemacht haben. Aber er ist auch Filmemacher, Literat, Musiker und zuallererst



Allegory of Folly: Study for an Equestrian Monument in the Form of a Wind Vane | 2005 | Light box diptych | 307 x 307 x 18 cm

net man zuerst dem Leuchtkasten »Potatoes Blocking my Studio Door«, der von einigen ungegenständlichen, leidlich expressiven Malereien umrahmt ist. Die Realität – repräsentiert durch die Kartoffeln – blockiert also den Künstler, der sie künstlerisch nicht beachtet. Das wäre eine mögliche Deutung. Dann aber kommt man nach wenigen Schritten ins »Basement« und zu der multimedialen Installation »Lobbing Potatoes at a Gong«, in dem der Künstler auf einen riesigen Gong mit Kartoffeln wirft. Er bedient sich dabei sozusagen aus dem Haufen, der im Leuchtkasten vor seiner Ateliertür liegt und trifft nur hin und wieder. Wendet man den Blick von der Endlosschleife des Films ab, entdeckt man auf einem Sockel unter einem Glassturz eine Flasche mit Kartoffelschnaps und gegenüber ein altmodisches Destilliergerät, in dem offensichtlich der Schnaps hergestellt wurde, wohl aus den Kartoffeln, die bei der Performance in Gebrauch waren. Eine runde und völlig absurde, aber für Graham typische Geschichte, die das Medium ins Zentrum rückt, mit dem der Künstler seine größten Erfolge gefeiert hat: den Loop, das heißt die filmische Endlosschleife.

Populär wurde Rodney Graham durch »Vexation Island« auf der Biennale von Venedig 1997, wo ihn auch Ingvild Goetz entdeckte und zu sammeln begann. Auf einer winzigen Insel

Geschichtenfinder und -erfinder. Er ist belesen und kennt sich in der zeitgenössischen Kunst gut aus, mit der er sich gerne auf humorvolle und auch ironische Art auseinandersetzt wie in dem Loop mit dem Titel »A Reverie Interrupted by the Police«. Bei dieser Träumerei spielt er einen Gefangenen in einem altmodischen Sträflingsanzug, der von einem Wärter auf die Bühne eines kleinen Theaters geführt wird. An den Händen gefesselt, beginnt er Klavier zu spielen, nur die paar Töne, die mit den Handschellen möglich sind. Das Ergebnis ist Minimal Music, und Graham erinnert an John Cage. So also sieht die Hommage eines Querdenkers an John Cage aus. Kein Wunder, dass Rodney Graham bei seinen Kollegen nicht nur beliebt ist. ||

RODNEY GRAHAM

Sammlung Goetz | Oberföhringer Straße 103 bis 23. April | Do/Fr 14–18 Uhr, Sa 11–16 Uhr, nur nach Anmeldung unter www.sammlung-goetz.de/slg oder telefonisch: 089 9593969-0 »Lob der Torheit«, Vortrag von Dorothea Zwirner, 20. Jan., 19 Uhr; Dialogführungen: Susanne Touw und Cornelia Gockel zu »Medienkunst«, 30. Jan., 11.30 Uhr; Karsten Löckemann und Rüdiger Schöttle zur »Vancouver School«, 25. Feb., 19 Uhr | Der Katalog kostet 35 Euro

Kunst hinter Grenzen

Frieden ist nicht in Sicht, aber sie leben jetzt: Einblicke in die Künstlerszene in Palästina gibt eine Fotoausstellung von Wolfgang Sréter im Gasteig.



Streetart: Village of Jayyous | 2008 | © Wolfgang Sréter

Wir leben in einer Informationsgesellschaft. Und wenn wir uns die Informationen nicht holen? Dann ist nur von palästinensischen Messer-Attentätern die Rede, beispielsweise. Der Münchner Wolfgang Sréter – Autor, Fotograf und Dozent für Kulturmanagement und interkulturelles Lernen – hat sich vor einiger Zeit aufgemacht, die junge Kunstszene im besetzten Palästina kennenzulernen. Daraus ist ein Fotobuch entstanden und eine Ausstellung, die schon in Düsseldorf und in Jerusalem gezeigt wurde und nun im Gasteig zu sehen ist.

Die Fotos zeigen Street Art, hellhörige und ganz in Konzentration versunkene Gesichter von Musikern, Zirkuskünstler, Performance-Aktionen und Theaterszenen, Frauen mit (oder ohne) Kopftüchern an der Filmkamera oder vor einer Zeichenwand. Porträts von Menschen mit offenem Blick.

Auf die Frage, was sich für ihn, im Rückblick, als das Wichtigste an seinem Projekt darstellt, antwortet Sréter: »Wer über Palästina berichtet, stellt schnell fest, dass es in der westlichen Wahrnehmung meist nur um den Konflikt geht. Das Wichtigste an diesem Projekt, das ich 2009 begonnen habe, war für mich, die überaus reiche Kultur Palästinas zu entdecken. Eine Kultur, die sowohl in der bildenden Kunst, der Performance, dem modernen Tanz und dem Theater ohne weiteres mit europäischen Standards mithalten kann.«

Trotz der eingeschränkten Verbreitung von Bildern in diesem muslimischen Landstrich existiert eine rege Kunstszene. Und die

Straßenkünstler bringen ihre Kritik und Hoffnungen direkt zum Ausdruck, in ihrem »Frei-luftgefängnis«, wie sie es nennen – speziell auf der Separation Wall zwischen Israel und Palästina. Die Verhältnisse in Gaza freilich erwiesen sich für den Fotografen als schwierig, deshalb hat er diesen Bereich vorerst ausgeklammert.

Beeindruckt war Sréter von den »offenen Türen, der Gastfreundschaft und der Unterstützung, die ich als Fotograf erlebt habe«. Von einem Ansprechpartner wurde er zum nächsten Kontakt weitergeleitet. Eine besondere Erfahrung, die er immer wieder machen konnte, war »die Kraft der Künstler und Organisatoren unter schwierigen politischen und finanziellen Bedingungen Galerien und Theater zu betreiben, Festivals zu planen und durchzuführen und sich mit internationalen Künstlerinnen und Künstlern auszutauschen«. Und noch etwas: »Der große Anteil von Frauen in der Kultur.« || tb

WOLFGANG SRÉTER | »ÜBE DAS LEBEN JETZT«. KUNST UND KULTUR IN PALÄSTINA

Gasteig, Foyer Kleiner Konzertsaal
Eröffnung: 28. Januar, 18 Uhr | täglich 8–23 Uhr | bis 21. Februar | Eintritt frei
Das gleichnamige Buch mit Texten von Markus Bugnyár und Alia Rayyan (95 Seiten, 77 Farbfotos) kostet 19,80 Euro | www.wolfgangsréter.de

Anzeige

Rückenfreundlich ...

Muckenthaler ERGONOMIE

Pacellistraße 5 · 80333 München
www.muckenthaler.de

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.



Diana Sprenger | ohne Titel | 2013-12 | Öl, Kohle, Tinte und Bleistift auf Leinwand, 70 x 55 cm | © Diana Sprenger

WAS IST WENN

Malerei von Diana Sprenger und Skulpturale Arbeiten von Tim Bennett

Galerie Bezirk Oberbayern

Prinzregentenstr. 14 | bis 26. Februar
Mo-Do 8-17, Fr 8-13 Uhr

Seit 2012 stehen die Doppelausstellungen, die viermal im Jahr vom Bezirk Oberbayern in seiner Galerie ausgerichtet werden, im Rahmen eines Inklusionsprojekts. Gezielt werden Künstlerinnen und Künstler ausgesucht – mit und ohne Behinderung –, deren Werke auf vielfältige Weise, das heißt auch durch Berührung, erfahrbar sind. Naheliegender, dass sich dafür besonders Skulpturen anbieten, die durch ihre Materialität, ihre Oberflächenbeschaffenheit und ihre tektonische Struktur ein haptisch wie visuell interessantes Kunsterlebnis bieten. In beiderlei Hinsicht sind Tim Bennetts Figuren aus Gips, Holz und Karton erlebbar. Sie sind Ergebnis eines ungeplanten, spontanen Schaffensprozesses vor Ort, indem er Quader aus Holz und Karton zersägt und durchlöchert und mit Gips zu eigenwilligen Formationen zusammenfügt. Die zerstörten »Sockel« werden auf diese Weise zu Kunstwerken modifiziert. Die Größe der Basis entspricht dabei den Bodenplatten der Galerie. Gelegentlich kommt auch Ton zum Einsatz, etwa während der performativen Live-Acts bei der Ver-nissage und bei den Tast-Führungen.

Den Werken des 1973 im britischen Rochdale geborenen Künstlers, weitreichend bekannt durch seine schrägen Materialassem-

blagen, sind die dunklen, grautonigen, fast monochrom erscheinenden Bilder sowie Zeichnungen von Diana Sprenger (*1981 in Leipzig) gegenübergestellt. In einem langwierigen Prozess fügt sie Schicht um Schicht, die sie immer wieder abkratzt und neu aufträgt, zu changierenden Flächen, die Landschaften erahnen lassen, oder sie arbeitet subtile Portraits aus dem Dunkel der Bilder heraus. Faszinierend sind auch ihre Zeichnungen, in denen sie aus einem dichten Gefüge von Linien Bildnisse entwickelt. Trotz – oder gerade aufgrund – ihrer Sehbehinderung ist so ein Werk entstanden, das sich in der intensiven Betrachtung und Erkundung als eine äußerst differenzierte und räumlich erfahrbare Malerei und auch gekonnt gesetzte Zeichnung erleben lässt.

DIE GABE

Teil I

DG / Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst e.V. | Türkenstr. 16 | bis 20. Februar
Di-Fr 12-19 Uhr | Führung am 12. Januar, 18 Uhr
| www.dg-galerie.de

Der christlich konnotierte Begriff der »Gabe« ist in unserem täglichen Sprachgebrauch kaum mehr anzutreffen. Verwechselt etwa mit dem



Blick in die Ausstellung der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst (DG) | Foto: Richard Beer, © DG

»Geschenk« auf dem »Gabentisch« wird das Geben in unserer ökonomisch orientierten Tauschgesellschaft zu einem auf Gegenleistung hin berechneten Akt, selbst wenn der Gegenwert nicht unmittelbar, sondern auf eine ferne Zukunft hin kalkuliert ist: Ich habe Dir gegeben, also bist Du mir etwas schuldig. Im eigentlichen, im christlichen Sinn meint »die Gabe« jedoch das selbstlose Geben ohne Erwartung einer Gegenleistung. »Geben was man nicht hat«, mit dieser paradoxen Formel bringt der französische Philosoph Jacques Derrida (1930-2004) die hohe Qualität des Gebens auf den Punkt. Doch gibt es das überhaupt? Und wie verhält es sich mit dem Geben heute? Die Frage, angesichts der Flüchtlinge aktueller denn je, berührt nicht nur Theologie und Philosophie, sondern reicht weit in die Ökonomie, Politik und Soziologie hinein.

In einem umfassenden Gemeinschaftsprojekt von DG, dem Fachbereich Kunstpastoral der Erzdiözese München und Freising und der Stiftung Federkiel wurden Werke von insgesamt 14 Künstlerinnen und Künstlern sowie einer Künstlergruppe ausgewählt, die aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln das Thema beleuchten sollen und auf zwei Orte verteilt präsentiert werden. Ohne biblische Erzählungen zu illustrieren oder aktuelle Tagesereignisse zu kommentieren, spiegeln oder umkreisen die künstlerischen Arbeiten aus den verschiedensten Gattungen den gedanklichen Raum des Gebens in einer teilweise sehr weit interpretierten Dimension.

Und in seiner Ambivalenz. Der Künstler Ulf Aminde zum Beispiel zeigt in der DG auf sieben Videoscreens großstädtische Straßenszenen mit delirierenden Heroinsüchtigen, in ihrem Elend sich selbst überlassen und von den eilenden Passanten ignoriert. Das Ausstellungs-konzept setzt auf Unmittelbarkeit, das Thema, in diesem Fall die mangelnde Barmherzigkeit, soll körperlich erfahrbar werden: So sind die Bildschirme in den ohnehin kleinen, jetzt noch zusätzlich verengten Galerieräumen so dicht gestaffelt platziert, dass sich die Besucher hindurchschlängeln müssen.

Wie ein Hindernis stellt sich auch die Installation von Zenita Komad in den Weg, die mit ihren Weltkarten, die durch ein dichtes System aus roten Tauen miteinander verbun-

den sind, die Utopie einer geistig-spirituellen, globalen Verbundenheit entwirft.

Die Gabe als Tauschobjekt veranschaulicht die Künstlergruppe IKONOSTASE mit ihrer Aktion, bei der die Besucher selbst geknetete Tonfiguren in materielle Geschenke eintauschen und diese auch wieder zurücktauschen können. An einer Hörstation vernimmt man eine Komposition von Beate Engl und Leonie Felle, die literarische und politische Zitate zum Geben und Nehmen in einem Song verarbeiten, und Nanni Schiff-Deiler zählt die Namen ertrunkener Schiffsflüchtlinge auf, während man im Zeitraffer das Auf- und Verblühen einer Agave sieht. In den Augen von Gabriela Oberkofler – ihre Zeichnung zeigt eine Blumenwiese in einer schwarzen Schale – ist es überhaupt nur die Natur, die geben kann, ohne etwas zurückzuverlangen.

Außerdem sind in der DG Zeichnungen von Sandra Boeschstein und Nicola Röttemeyer, eine Installation von Barbara K. Prokop, Fotocollagen von Thomas Locher und eine Videoarbeit von Sven Johnne zu sehen.

DIE GABE

Teil II

Kirche St. Paul | St.-Pauls-Platz 11 | bis 9. Februar | tgl. 8.30-17 Uhr, Di bis 20.30, Do und Sa bis 19.30, So bis 21.15 Uhr

Wenn die Galerie der DG in der Präsentation des Themas »Die Gabe« mit der räumlichen Verdichtung arbeitet, dann St. Paul mit Sperrigkeit. Vier der fünf Arbeiten, die in respektvoller Distanz zum Altarraum im Westteil der Kirche platziert sind, stellen sich den Besuchern auf den ersten Blick in ihrer Monumentalität und teilweise spröden Materialität sehr unmittelbar entgegen. Meterlange Stellwände aus Sperrholzplatten und überdimensionale plastische Objekte aus Packpapier stemmen sich gegen den gewaltigen Kirchenraum und öffnen sich den Besuchern erst beim Umschreiten: fünf künstlerische Arbeiten, die, verortet im kirchlichen Kontext, stärker als in der DG nach einer christlichen Auslegung des Themas fragen. Dass Papst Franziskus am 8. Dezember das Heilige Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen hat, gibt der Ausstellung zum Thema der Gabe hier eine noch tiefere Relevanz.



Ulf Aminde | Ich | 2013 | Stempelfarbe auf Papier, 360 x 520 cm | © Ulf Aminde / Courtesy Galerie Tanja Wagner, Foto: Richard Beer

Der direkte Blick fällt auf eine große, ästhetisch eindrückliche Papierarbeit von Ulf Aminde, die in die Arkadenreihe gehängt ist. Zunächst wirkt sie wie die zeichnerische Interpretation eines Barockhimmels von Giovanni Battista Tiepolo, beim näheren Betrachten erkennt man in den Strukturen das Wörtchen »Ich«, tausende Male gestempelt und zum Bild verdichtet. Die massenhafte Ansammlung von Ichs? Oder doch in der Gemeinschaft ein Wir?

Nur ein kleiner gedanklicher Schritt ist es zu der meditativen Video-Arbeit von Sven Johnne. In 50 Minuten umrundet ein kleines Boot die Insel Lampedusa, der Blick des

Betrachters auf die immer gleiche Felsenküste bietet jedoch keinen Zugang: Der Künstler hat die Sequenz mit der Hafeneinfahrt herausgeschnitten. Europa als Gast-Geber bleibt den Passagieren verschlossen, die Bootsfahrt wird zum spürbar hoffnungslosen Unterfangen.

Die etwas versteckt projizierte subtile Videoarbeit von Judith Albert zeigt den seitlichen Blick auf eine Skulpturengruppe in Genua, die die Segnung einer Menschen-gruppe durch einen Priester darstellt. Im raschen Wechsel des Lichtes wirft diese einen auf- und abschwellenden Schatten an die Wand, der aus der friedlichen Geste des Segen-Schenkens auf irritierende Weise einen aggressiven Akt macht und das zufällig dort befindliche Graffiti »vicoli violenti« (gewaltsame Gassen) zu kommentieren scheint.

In einer umfangreichen Installation aus Wandbild, Videos und Fotografien dokumentiert Antje Schiffers das Ergebnis eines Langzeitprojekts, bei dem sie europäische Landwirte bittet, Videos über ihr Lebens- und Arbeitsumfeld zu drehen. Im Gegenzug dazu erhalten diese Ölgemälde von ihrem Hof – ein äquivalenter Tauschhandel?

Das Brot als Urbild der Gabe hat der Künstler Frank Bölter zusammen mit einer Kindergruppe in der Kirche aus überdimensionalen Papierbögen gefaltet, die riesigen Objekte in der Gemeinschaftsaktion »Wir sind das Brot« durchs Viertel getragen und wieder im Kirchenschiff abgelegt (Informationen zum umfangreichen Begleitprogramm: www.erzbistum-muenchen.de/kunstpastoral).

REBECCA RAUE

Wege finden!

Galerie Kampf | Buttermelcherstr. 15 | bis 30. Januar | Di-Sa 12-19 Uhr

Das Thema der Flüchtlinge – zum Wort des Jahres 2015 gewählt – ist in unseren Köpfen so präsent, dass einem beim Betrachten der Bilder von Rebecca Raue Assoziationen wie Heimatsuche, Wanderschaft und Verlorenheit kommen. Menschen, mal vereinzelt, mal in Gruppen scheinen durch Landschaften zu irrlichtern, zu Fuß und mit dem Boot, verlassen zwischen Hügeln und Häusern auf der Suche nach einem Ort des Friedens und der Behausung. Worte, die in die schemenhaften Darstellungen eingeschrieben sind, verstärken diese Wahrnehmung: »Leben ist anderswo«, »searching for peace«, »Wege finden«, »dreaming of home«.



Rebecca Raue | Leben ist anderswo | 2015 | Acryl, Pastell, Kohle, Pappe auf Leinwand, 200 x 300 cm | © Rebecca Raue

Umrisshaft und in kindlich anmutendem Duktus sind die zahlreichen Bildelemente – Figuren, Häuser, Tiere und abstrakte Scribbles – wie Ritzzeichnungen mit Farbstiften auf die bunten Pastelle gesetzt, die als Bildgrund fungieren. Seit neuestem fügt Rebecca Raue Collageelemente aus Papier und Stoff sowie Fotografien von Menschen verschiedener Völker hinzu. Alle Bestandteile fügen sich zu harmonischen, ästhetisch ansprechenden Kompositionen zusammen. Verstärkt durch die Schriftzüge, die die Szenarien überschreiben, bzw. die einzelnen Bildelemente wie Bot-schaften untereinander verbinden, lassen sich die gezeigten Episoden mit dem Auge durchwandern und wie komplexe Geschichten lesen.

Rebecca Raue (*1976 in Berlin) hat an der Universität der Künste in Berlin bei Georg Baselitz studiert und schloss 2003 ihr Studium als Meisterschülerin von Rebecca Horn ab. Sie kann inzwischen auf eine umfangreiche Liste an Einzelausstellungen im In- und Ausland zurück blicken. In der Galerie Kampf ist es ihre zweite Ausstellung.

Anzeige

Wir verleihen Ihnen Drucksachen Flügel!

ulenspiegel print media partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de

Asphalt, Metall und ideale Körper



Olaf Metzel | Turkish Delight (vorne, Detail) | 2006 || Hans von Marées | Goldenes Zeitalter (Detail, 1 + 2) | Foto: Haydar Koyupinar | © Olaf Metzel, VG Bild-Kunst Bonn, 2015

In der Neuen Pinakothek gibt der Münchner Bildhauer und Objektkünstler Olaf Metzel Anstöße, sich mit dem Werk des Malers Hans von Marées auseinanderzusetzen.

Metzel hat in Kabinett 14a auch 25 Marées-Zeichnungen aus dem Bestand der Staatlichen Graphischen Sammlungen ausgewählt. Und er präsentiert sich selbst mit »klassischen« Porträt-Köpfen. Auch Metzel zeigt eine »ideale« Figur: die Bronzeskulptur »Turkish Delight« (2006), eine nackte Frau mit Kopftuch. Anstößig, umstritten, nämlich Anstoß gebend für erotische und exotische Projektionen diverser Art und deren kulturkritische Reflexion. Auf Höhe von Marées' Selbstbildnis mit Pinsel (1883) ist auf einer Euro-Palette ein grober, dynamischer Torso »Roter Beton I« (1981) platziert: Läufer, Angreifer, Flüchtender? Metzels Objekte passen sehr gut ins alte Museum, und das ist für beide kein faules Kompliment.

Brandaktuell sind zwei Arbeiten Metzels, die die Zeitung und damit unsere Zeit ohne Paradies verewigen: »Maidan II« und »Lampedusa« (beide 2015). Riesige zerknüllte Zeitungsseiten, genauer: Presstexte und -bilder, kombiniert und digital auf Metall gedruckt. Die Gesichter von afrikanischen Bootsflüchtlingen sind zu sehen, die Meldungen von gestern zu lesen: »nouveau naufrage«.

Eine rätselhafte Materialität weisen freilich auch Marées' Kompositionen auf: gemalt mit Asphalt, dessen warmes Braun extrem nachdunkelt, so, dass die Farben eher aus dem Grund versunken herauszuglühen scheinen; die tiefen Asphalt-Schichten wandern, die Oberfläche rutscht, bei dickem Auftrag bilden sich Runzeln und Risse. Gäbe es eine Sitzgelegenheit, wir würden wieder aufstehen und näher herantreten; so wandeln wir durch Berührungslinien und Blickfelder starker Kräfte. ||

THOMAS BETZ

Der Weg ist weit zu Marées und Metzel. Am Eintritt zu den Sammlungen der Neuen Pinakothek ist die Sonderpräsentation zwar auf dem Raumplan markiert, aber wer nicht umkehrt und vor der Kasse die Abkürzung hinauf in den ersten Stock nimmt, zu den von Ludwig I. erworbenen Werken und den großen Historien-Schinken, oder den Schleichweg kennt, unten rechts, vorbei an van Gogh, dann die Rollstuhlrampe um den Innenhof hinauf, der wandert durch das lange 19. Jahrhundert. Vorbei an bayerisch-griechischen Historien und vielen deutsch-römischen Begegnungen, bis man Raum 14 der Glasgow School of Painting durchquert und auf der Plakatstele den Schriftzug wiedererkennt: »Olaf Metzel – Hans von Marées. Eine Annäherung«. Nun nur nicht geradeaus weiter! Denn in Saal 16 beeindruckt das wohlkalkulierte Pathos der »Deutschrömer« – die prallen, elementar-anekdотischen Figuren Arnold Böcklins, die edel-gemessene Idealität Anselm Feuerbachs, die Idyllen Hans Thomas -, dann käme mit Menzel und Liebermann der Beginn der Moderne.

Hans von Marées (1837–1887) findet sich in Raum 15, einer Sackgasse, genauer: einer Station des Innehaltens. Biografisch steht er im Kontext der Deutschrömer. In den 1860ern kopierte er für den Grafen Schack in Florenz und Rom; nach dem Bruch mit Schack fand er in dem Kunsttheoretiker Konrad Fiedler einen neuen Unterstützer. Auch mit dem Münchner Bildhauer Adolf von Hildebrandt war er befreundet. Der arbeitete mit an der von Fiedler finanzierten Fresken-Ausgestaltung der Bibliothek der Zoologischen Station in Neapel (1873), Marées' einzigem Großauftrag. So schuf er danach in Rom, vereinsamt und als »Sonderling«, auf eigene Faust (seine einzige Ausstellung 1885 war ein Misserfolg) ein einzigartiges, rätselhaftes Werk monumentaler Figurenkompositionen, die die Existenz des Menschen, ihre Gesetzmäßigkeiten in Formen zu fassen versuchen. Das große Tryptichon »Die Hesperiden« (1887) zum Beispiel erzählt nicht die antike Sage vom Raub der Äpfel nach, sondern feiert ein gemessenes, farbdurchglühtes Paradies gesammelter Kraft und Schönheit, so wie auch in »Goldenes Zeitalter I und II« (1880).

Marées war ein Meister der Flächen-Form-Proportionen und zugleich ein bildnerischer Raumdenker. Ist es das, was Olaf Metzel zur Auseinandersetzung und Annäherung antrieb? Der Münchner Akademieprofessor hat aktuell die Marées-Präsentation gestaltet und den Raum 15 dazu auch mit eigenen Werken bestückt. Marées' fast Cézanne'scher Ernst der Formfindung, seine Würde- und Idealitätssuche weisen voraus auf spätere Symbolisten der Moderne oder deutsche Künstler im

Kontext der Lebensreformbewegung. Er war ein Vorbild für Ausdrucksformsucher wie Franz Marc, Max Beckmann, Karl Hofer, Otto Müller und Wilhelm Lehmbruck. Doch wie steht heute Metzel zur oft genannten »Zeitenthobenheit« dieser Menschen-Bilder? Der Bildhauer und Objektkünstler ist bekannt für zeitkritische Bezüge, die oft heftige Reaktionen hervorrufen – man denke an seine Installation von Polizeiabsperrgittern »13.4.81« als »Randale-Denkmal« in Berlin oder die turmhohe Umhüllung des Schönen Brunnens in Nürnberg mit 780 Fußball-Schalensitzen zur WM 2010.

OLAF METZEL – HANS VON MARÉES. EINE ANNÄHERUNG
Neue Pinakothek, Saal 15 | Barer Str. 29

bis 22. Februar | täglich außer Di, 10–18 Uhr, Mi bis 20 Uhr | Führungen: **10. Feb.**, 18.30 Uhr, »Äpfel. Nur Äpfel?«; **16. März**, 18.30 Uhr, Die Bilderwelt von Marées | **20. Februar**, 15.30–17.30 Uhr, Kurzvorträge: Bernhard Maaz »Marées: Der Beginn der modernen Skulptur«, Konrad Laudenbacher »Die Malweise Hans von Marées' aus restauratorischer Sicht«, Joachim Kaak »Klassizismus als Waldspaziergang«, Begrüßung und Gespräch: Olaf Metzel

FÜR ALLE AB 6 JAHREN
Karten unter 089 2185 1940

nach CARLO COLLODI
von THOMAS BIRKMEIR
www.residenztheater.de

RESIDENZ THEATER

volks theater

DIE ODYSSEE
NACH HOMER
REGIE: SIMON SOLBERG
AB 24 JAN 2016
KARTEN 089.5 23 46 55

www.muenchner-volks-theater.de

Anzeigen



»Via Tuscolana (1)« aus der Serie »Aqua Claudia« | Rom, 2014 | 178 x 211 cm, 121 x 143 cm, 51 x 60,5 cm | Gesamtauflage: 8 | © Hans-Christian Schink

Hans-Christian Schink ROM

Rom ist die ideale Mutter, schrieb Federico Fellini, denn sie ist gleichgültig: Sie liebt all ihre Kinder, ohne Unterschied, große ebenso wie kleine. Wenn eines verloren geht, sorgt sie sich nicht, denn irgendwann wird es schon wieder auftauchen. Vielleicht erklärt Fellinis Beobachtung, was Menschen immer wieder dazu bewegt, von MAMMA ROMA zu sprechen. Man kommt an, und auch nach Jahren hat sich nichts Wesentliches geändert, das Chaos war und ist immer dasselbe. Aufregung und Gelassenheit gehen Hand in Hand. Rom ist ein riesiger Kindergarten, den man ebenso liebevoll wie entnervt betrachten kann. Mit großen Gesten und herrlichem Singsang versuchen die Römer, sich ihrer selbst zu vergewissern, dabei ist es völlig egal, ob sie da sind oder nicht. Vielleicht sind Hans-Christian Schinks Rom-Bilder deshalb auch menschenleer. Er entdeckt ein Rom abseits des blauen Himmels, fern der klassischen Perspektiven. Stattdessen fängt er den Zauber der Stadt ein, der sich auf Nebenwegen enthüllt. Er zeigt, wie Rom die Vorstellung von Zeit aushebelt. Hier hat die zeitliche Dimension keine Bedeutung, Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen. Tote wie Lebende bevölkern – auch unsichtbar – gleichberechtigt die Szenerie, Zeiten lehnen sich so unspektakulär wie effektiv aneinander. Vielleicht kommt man auch deshalb in Rom so leicht zu spät.

Der Fotograf Hans-Christian Schink, geboren 1961, war 2014 Stipendiat der Villa Massimo in Rom. Seine Arbeiten befinden sich u. a. in der Sammlung zeitgenössischer Kunst der Bundesrepublik Deutschland, sie sind in der Sammlung des Deutschen Bundestags zu sehen, im Kupferstichkabinett Dresden, im Museum of Modern Art in Tokyo und in zahlreichen weiteren Museen weltweit. || cp

HANS-CHRISTIAN SCHINK: ROM

Galerie Jordanow | 28.1. bis 12.3. | Zieblandstraße 19
Mi bis Fr 14–19 Uhr, Sa 11–15 Uhr und nach Vereinbarung
www.galerie-jordanow.de

»Filmemachen ist keine Charity-Veranstaltung«

Seit knapp 15 Jahren dreht Simon Verhoeven nun schon Filme. Durch den enormen Erfolg der beiden »Männerherzen«-Hits schob man ihn ein wenig in die Komödienecke. Doch der Sohn der Schauspielerin Senta Berger und des Regisseurs Michael Verhoeven kann auch anders, ganz anders.



Herr Verhoeven, zwischen Ihrem letzten Film »Männerherzen ... und die ganz ganz große Liebe« und Ihrem aktuellen »Unfriended« sind über vier Jahre vergangen. Woran lag es?

Ich bin da eher unberechenbar. Es kann zwar schon mal sein, dass ein Drehbuch schnell entsteht. Aber ich brauche generell relativ lang, weil ich ja auch selbst schreibe. Zwischen meinem ersten Film »100 pro« und »Männerherzen« lagen sogar sieben Jahre, weil mir in dieser Phase gleich zwei Projekte auf der Startgeraden weggebrochen sind. Das sind aber ganz typische Filmerfahrungen.

Helpen einem da auch Ihr klingvoller Name und die Zugehörigkeit zu einem großen Künstler-Clan nichts?

Nein, das gehört einfach zum Business. Wir haben es hier ja nicht mit einer Charity-Veranstaltung zu tun. Da gibt es keinen Produzenten, der sagt, »ach, da müssen wir seiner Mutter (Senta Berger, Anm. d. Red.) aber mal einen Gefallen tun«. Das Einzige, was zunächst zählt, ist das Buch. Aber wenn man ein Newcomer ist, wird es trotzdem schwer, sich durchzusetzen, selbst wenn das Drehbuch noch so gut ist.

Sprechen Sie aus eigener Erfahrung?

Sie glauben gar nicht, wie viele Widerstände »Männerherzen« überwinden musste, bis er endlich realisiert wurde. Mal hieß es, ein Episodenfilm würde nicht funktionieren, das sei nichts fürs große Publikum, dann hieß es, ich müsse anspruchsvoller werden, und ein weiteres Mal, ich solle kommerzieller sein. Und sobald du Erfolg hast, läuft es genau andersherum. Dann lassen sie dich plötzlich das sprichwörtliche Telefonbuch verfilmen.

Ihr neuer Film »Unfriended« ist nun alles andere als eine Komödie: ein gruseliger Facebook-Thriller mit internationaler Besetzung, in englischer Sprache gedreht.

So überraschend kommt das gar nicht. Ich hatte auch schon vor »Männerherzen« Stoffe, die in den Dramabereich gingen, seit Kindheitstagen bin ich auch ein großer Horrorfan. Das lag alles bereits in meiner Schublade. Nur wurde ich eben dann durch »Männerherzen« plötzlich zum Komödienregisseur. Aber ich denke nicht in solchen Kategorien. Und übrigens: Was die überhöhte Realität und den Rhythmus betrifft, liegen die beiden Genres gar nicht so weit auseinander.

Wie sind Sie letztlich auf den Stoff zu »Unfriended« gestoßen?

Eigentlich durch Zufall. Eines Abends saß ich allein am Laptop, war auf Facebook eingeloggt. Ein paar Wochen zuvor war ein Bekannter von mir verstorben. Und ich hatte genau eine neue Nachricht. In diesem Moment stellte ich mir vor, wie gruselig es wäre, wenn ich jetzt eine Message von seinem Account erhalten würde. Tatsächlich ist sein Profil nach wie vor online, weil es seine Freunde weiterpflegen. Aber so begann ich erstmals über diesen Filmstoff nachzudenken.

Die Story selbst orientiert sich ja an klassischen Horrorfilmen, neu ist in erster Linie die visuelle Einbindung von Social Media.

Genau das war auch tatsächlich die größte Herausforderung und hat die Köpfe in der Postproduktion ganz schön rauchen lassen. Da wir aus Budgetgründen nichts vorproduzieren konnten, mussten wir die Schauspieler beim Dreh so positionieren, dass wir später in der Nachbearbeitung unsere Inserts einsetzen konnten. Und auch der Aufwand beim Bau dieser Motion Graphics, das sind ja komplett eigene Filme, hat mich doch ein wenig überrascht. Diese waren jedoch dringend notwendig, weil wir sehr schnell festgestellt haben, dass man bei so einem Film nicht statisch auf Monitore schneiden kann.

Diese Sequenzen müssen immer in Bewegung sein, und man muss die Bewegungen auch mitgehen.

Das universelle Thema, der Dreh in Englisch, die Mainstream-Machart, das deutet alles auf eine internationale Ausrichtung hin.

So viel ich von meinen Produzenten (Wiedemann & Berg, Anm. d. Red.) weiß, ist der Film sehr gut verkauft worden. Und ich muss ganz ehrlich sagen, dass da auch bei mir schon eine gewisse Strategie dahintersteckte. Ich dachte: Wenn ich schon einen Facebook-Horrorthriller mache, dann drehe ich den nicht in Nürnberg oder Heidelberg an der Uni für eine ganz kleine Nischengruppe von Zuschauern im eigenen Land. Außerdem ist Facebook ein internationales Thema. Und wenn »Unknown User« (lief im Juli 2015 in den deutschen Kinos, Anm. d. Red.) nicht gewesen wäre, der vom Thema her ähnlich war, dann wären die Verkäufe sicher noch besser gelaufen.

Diese Duplizität der Ereignisse hat es ja schon immer gegeben.

Auch mir selbst ist so etwas schon ein paar Mal passiert. Aber dann habe ich diese Projekte erst gar nicht weiterverfolgt. Bei Facebook ist es eine Generationsfrage, das kommt ganz zwangsläufig, da werden Themen von den unterschiedlichsten Menschen bearbeitet und sprießen plötzlich zur gleichen Zeit aus dem Boden. Trotzdem ist es zum Verrücktwerden.

Was sagt eigentlich Ihr Vater Michael Verhoeven, der Schöpfer von Arthaus-Filmen wie »Die Weiße Rose« oder »Das schreckliche Mädchen«, zu Ihrem Hochglanz-Mainstream-Thriller?

Er liebt den Film. Er ist fast der größte Fan. Für ihn ist »Unfriended« ein modernes Märchen der Gebrüder Grimm. Man kann ja durchaus je nach Perspektive eine Art Metaebene darin entdecken. Ich selbst möchte da nichts vorformulieren, aber wenn der Film ein paar Themen anspricht, die noch interessanter sind als nur bloßer Body Count, dann finde ich das schön. Nur eines ist klar: »Unfriended« ist sicherlich kein kritischer deutscher Internetfilm.

Was macht Ihre zweite große Leidenschaft, der Fußball?

Ich bin nach wie vor ein großer FC-Bayern-Fan. Ich spiele auch selbst noch jede Woche mindestens einmal. Das ist auch die einzige Sportart, die ich neben dem Skifahren ganz gut beherrsche.

Und wann drehen Sie den ultimativen Fußballfilm?

Den würde ich wirklich wahnsinnig gerne drehen. Aber wenn man so etwas macht, dann braucht man eine verdammt gute Story, und die habe ich im Moment nicht. Trotzdem träume ich weiter von einem leidenschaftlichen Fußballfilm mit spektakulären Aufnahmen, die man so noch nie gesehen hat.

Bis es so weit ist, werden Sie sicher nicht untätig sein. Was steht als Nächstes an?

Wieder eine Komödie, diesmal eine Gesellschaftssatire, die sich unter anderem auch mit der Flüchtlingskrise beschäftigt. Ich habe bereits im Juni mit dem Schreiben angefangen und wurde inzwischen von der Realität überholt. Inhaltlich geht es um Integration, um Deutschkurse und was man unter »typisch deutsch« versteht. Und das aus der Perspektive der Flüchtlinge erzählt. Denn wenn man mit fremden Augen unser Land betrachtet, fördert dies Dinge zutage, die sich hervorragend für einen Komödienstoff eignen. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK



Links: Ist dieses Mädchen (Alycia Debnam) für eine Reihe mysteriöser Morde verantwortlich? | © Warner Bros.
Rechts: Genrewechsel: Simon Verhoeven hat sich mit Horrorfilm »Unfriended« neu erfunden | © Alan Ovaska

UNFRIEND

In seinem in Südafrika entstandenen Cyberthriller erzählt Simon Verhoeven die klassische (Horror-)Story der beliebten Studentin Laura, die sich eines Tages der Außenseiterin Marina annimmt. Ein fataler Fehler, denn das mysteriöse Mädchen wird erst zum nervigen Stalker und dann zum Auslöser einer Reihe von grausamen Todesfällen. Die Opfer: Lauras beste Freunde ... Verhoeven versteht es gut, Schockmomente wohllosiert zu platzieren. Auch das schwierige Unterfangen, die virtuelle Facebook-Welt zu visualisieren und erlebbar zu machen, gelingt hervorragend. Das durchaus nicht zimperliche Bodycount-Spektakel trifft somit den Zeitgeist auf den Punkt und sicherlich auch den Geschmack jenes Teenage-Publikums, das auf leicht verdauliches Popcorn-Entertainment aus ist.

UNFRIEND

Deutschland 2015 | Drehbuch und Regie: Simon Verhoeven
Mit: Alycia Debnam Carey, William Mosely, Liesl Ahlers
92 Minuten | Kinostart: 7. Januar

Anzeige

theater
akademie
august
everding

KING

Projekt des Studiengangs Musical
nach EDWARD II. von Christopher Marlowe
mit Songs von Sting

19. - 24. JANUAR 2016
AKADEMIETHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

Menschen im Hotel



Oben links: Nicht immer entwickeln die Dinge sich günstig, auch nicht bei der Entwicklungshelferin Dorothea (Maria Furtwängler) | © movienet
 Oben rechts: Regisseurin Isabelle Stever | © Sebastian Schrader
 Unten: Oscarpreisträger Jim Broadbent als britischer Botschafter | © movienet



THOMAS LASSONCZYK

Am 28. Januar kommt mit »Das Wetter in geschlossenen Räumen« ein Film in die Kinos, in dessen Mittelpunkt die deutsche Entwicklungshelferin Dorothea steht, die in einem nicht näher genannten arabischen Land Hilfsprojekte, unter anderem auch für Flüchtlinge, organisiert. Ein brisantes Thema, das von den aktuellen Ereignissen dennoch förmlich überrollt wurde. Isabelle Stever, die als Autorin und Regisseurin für den Film verantwortlich zeichnet, sieht das ein wenig differenzierter: »Ich finde, dass die aktuellen Ereignisse den Blick auf den Film schärfen, man ihn dadurch besser begreift. In gewisser Weise ist er dadurch auch wichtiger geworden.«

Die Regisseurin konzentriert sich in ihrem Drama im Wesentlichen auf ihre Hauptfigur Dorothea, eine attraktive, hochintelligente Frau, die mit Charme und Cleverness auf Charity-Empfängen Gelder für den »guten Zweck« einsammelt. Doch der aufreibende Job hat seine Spuren hinterlassen, Dorothea ist über die Jahre zynisch geworden, frönt mehr und mehr dem Alkohol, um ihr Spiel weiterspielen zu können, wenn sie – in elegante Designer-Outfits gewandert – mit den Botschaftern und Honoratioren dieser Welt in den weitläufigen Lobbys der Luxushotels fließend auf Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch parliert. Verkörpert wird Dorothea von »Tatort«-Kommissarin Maria Furtwängler, deren Engagement eher zufällig zustande kam, wie Stever erzählt: »Ich kannte Maria Furtwängler nicht. Sie wurde mir für die Hauptrolle vorgeschlagen. Daraufhin habe ich Maria Furtwängler gegoogelt und bin auf ein Video gestoßen, wo sie mit ihrem Handy ihr Team filmt und dies kommentiert. Was ich da gesehen habe, war völlig perfekt für meine Besetzung. Später haben wir sehr viel improvisiert und geprobt, auch der Dreh war eine sehr intensive Zusammenarbeit, und nun sind wir beide höchst glücklich mit dem Ergebnis.«

»Das Wetter in geschlossenen Räumen« spielt zu 80 Prozent in einem Hotel, pendelt da meist zwischen Dorotheas Suite und der Lobby hin und her. Da bleibt kaum Raum für Kinobilder, denn Dialoge und Großaufnahmen dominieren. Die Kammerspielartige Inszenierung, gepaart mit dem diffizilen Thema des Films, stellt den Zuschauer durchaus vor Herausforderungen. Man muss sich darauf einlassen wollen, ein Faible fürs kopflastige Arthaus-Kino mitbringen. Doch Stever ist für ihre eher sperrigen Filme bekannt, und so gestaltete sich die Realisierung dieses Projekts auch nicht viel anders als sonst: »Die Finanzierung war bei jedem Film, den ich bisher gemacht habe, sehr hart. Man muss viel Durchhaltevermögen besitzen und Rückschläge verkraften. Eigentlich ist es der unangenehmste Part des Filmemachens.«

In ihrem neuen Leinwandwerk »Das Wetter in geschlossenen Räumen« beobachtet die Filmemacherin Isabelle Stever eine deutsche Entwicklungshelferin bei der Arbeit – eine Studie, die zur One-Woman-Show von Maria Furtwängler gerät.

Die gebürtige Münchenerin hat nicht nur ein abgeschlossenes Mathematikstudium, sie ist auch Absolventin der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Bereits ihr Abschlussfilm »Erste Ehe« (2002) wurde mit dem Nachwuchspreis First Steps ausgezeichnet, der »Spiegel« erhob sie und ihre Kollegen, darunter Fatih Akin, Dominik Graf und Tom Tykwer, anlässlich des Omnibusfilms »Deutschland 09« (2009) zur »deutschen Regieelite«. Wenn Stever nicht gerade schreibt oder dreht, doziert sie an den Filmhochschulen in Berlin und Ludwigsburg. Ist das fürs Regieführen eigentlich hilfreich? Stever beantwortet dies mit einem glasklaren Jein: »Darüber habe ich viel nachgedacht. Ich liebe das Dozentensein. Und es erfüllt mich auch auf eine Art. Aber wenn ich ehrlich bin, erfüllt mich das Filmemachen noch mehr. Beides ist Teil meines Lebens, aber ich weiß nicht, ob das Dozentensein dem Filmemacherleben wirklich hilft oder es eher schwieriger macht.«

Leichter gemacht wird einem das Arbeiten zuweilen auch durch eine glückliche Fügung. Wie im Fall des Engagements

von Jim Broadbent, der in »Das Wetter in geschlossenen Räumen« einen Kurzauftritt absolviert. Stever erinnert sich: »Broadbent fand meinen letzten Film toll, er saß beim Filmfestival in London im Publikum und hat nach der Vorführung von »Glückliche Fügung« Fragen gestellt. Ich war so stolz, dass er sich dafür interessiert hat. Später habe ich ihm geschrieben und ihn um einen Gastauftritt in meinem neuen Film gebeten. Was er dann auch tat.« Und der englische Charaktermime und Oscarpreisträger (2001 für »Iris«) zeigt in seiner kleinen, aber feinen Rolle als britischer Botschafter, was in Stevers Werk auch auf schauspielerischer Ebene noch möglich gewesen wäre. ||

DAS WETTER IN GESCHLOSSENEN RÄUMEN
 Deutschland, Österreich 2015 | Regie: Isabelle Stever
 Mit: Maria Furtwängler, Mehmet Sözer, Anna von Keller
 96 Minuten | **Kinostart: 28. Januar**

Dröhnendes Schweigen

MICHAEL STADLER

Nah liegen Sein und Nichtsein in diesem Film beieinander, in den Worten einer trauernden Familie, in den Bildern, die durch Verschiebungen der Perspektive, durch Veränderung des Rahmens – man kennt das von der Fotografie wie vom Film – ihre Bedeutung schnell verändern können. Da verfolgt Gene (Gabriel Byrne) eine Fernsehsendung, in der seine Frau, die Kriegsfotografin Isabelle Reed, interviewt wird. Genes Augen zeigt die Kamera in Nahaufnahme, man schaut mit ihm auf seine Frau. Die Sendung geht weiter, entpuppt sich als Nachruf auf Isabelle, die vor drei Jahren nach einem Autounfall starb. Gene blickt nicht auf eine Lebende, sondern auf eine Tote.

In ihrem Beruf hat Isabelle einen Kitzel gesucht, den sie in ihrem Familienleben nicht finden konnte. Isabelle Huppert spielt diese Frau, eine Französin in den USA, aber stets auf Reisen, sodass sie nie richtig zu Hause bei ihrer Familie ankommt, sich nicht heimisch fühlt, weshalb sie immer wieder losziehen muss, für den nächsten Flirt mit dem Tod. In Rückblenden taucht Huppert immer wieder auf, das Schwebende ist ihr schon längst ein Leichtes. Sie ist da und doch nicht da, wie der imaginäre Zigarettenrauch, den Gabriel Byrne in einer der flirrenden Szenen zwischen den beiden auspustet.

Gerade das, was in der Luft liegt, zersetzt die Familie in Joachim Triers »Louder Than Bombs«. Dass Isabelle sich selbst das Leben genommen hat, will Gene seinem jüngsten Sohn Conrad nicht erzählen und hat noch ein anderes Geheimnis, aber eine Fotoschau zu Isabelles Ehren soll bald eröffnet werden und ein ehemaliger Kollege (David Strathairn) arbeitet an einem ungeschönten Nachruf für die New York Times. Der Raum für die Lüge wird enger, während Conrad sich in pubertärer Rebellion übt. Seine Fantasien von den letzten Lebenssekunden seiner Mutter zeigt Trier in kunstvollen Sequenzen.

Das norwegische Regietalent Joachim Trier inszeniert mit »Louder Than Bombs« seinen ersten englischsprachigen Spielfilm – in Starbesetzung.



Glassplitter fliegen da um die Huppert in Zeitlupe, und es sieht irgendwie schön aus.

Mit Kameramann Jacob Ihre hat Joachim Trier schon seine ersten beiden Filme, »Auf Anfang« und »Oslo, 31. August« gedreht, Letzterer ein Film über einen Exjunkie, der sich das Leben nehmen möchte und dem die Kamera durch seinen letzten Tag folgt. Im Wechselspiel von Ferne und Nähe findet sich nie ein Gleichgewicht: Die Figuren sind bei Trier entweder zu nah oder weit weg. »Louder Than Bombs« haben er und Ihre in den USA angesiedelt und entdecken etwas magischen Realismus im Highschool-Alltag, wenn Cheerleaderinnen durch die Luft fliegen, der Boden jenseits des Frames.

Schwerelos ist für den jungen Conrad jedoch nichts. Im Stillen begehrt er eins der Mädchen, traut sich aber nicht, sie anzusprechen, sondern sucht über Umwege ihre Anerkennung. Es könnte das Schweigen sein, dass in diesem Film lauter als jede Bombe ist, wobei der Vater, den Byrne spielt, sich jede Mühe gibt, ein guter Ansprechpartner zu sein. Es ist dann der ältere Bruder (Jesse Eisenberg), der Zugang zu Conrad findet – und nebenbei eine alte Liebschaft aufwärmt, während seine Frau mit Baby zu Hause auf ihn wartet. Nach echtem Kontakt sehnen sich alle in Triers Film, das verbindet die Lebenden mit den Toten, und es tröstet, wenn sich wenigstens kurz mal eine Perspektive öffnet. ||

LOUDER THAN BOMBS

Norwegen/Frankreich/Dänemark 2015 | Regie: Joachim Trier
Mit: Isabelle Huppert, Gabriel Byrne, Jesse Eisenberg, David Strathairn | 109 Minuten | Seit 7. Januar im Kino

Isabelle Huppert und Gabriel Byrne | © Jakob Ihre/Motlys

Liebe ist ... ein knarzendes Hotelbett



Glückssucher: Michael Stone in Charlie Kaufmans »Anomalisa« | © Paramount Pictures

CHRIS SCHINKE

Michael Stone ist Motivationstrainer. Daher weiß er, wie man kriselnde Zeitgenossen auf Trab bringt. Er hält Vorträge im ganzen Land, für die er gefeiert wird. Michael Stone ist eine Inspirationsquelle für die Mitwelt, Michael Stone wirkt ehrlich gesagt ... ziemlich deprimiert. »Arzt, heile dich selbst!«, mag man ihm zurufen, wenn man in seine großen verlorenen Augen blickt, die immer ein paar hundert Meter weit in die Ferne zu schweifen scheinen. Es sind keine menschlichen Augen, die einen da anblicken. Michael Stones Antlitz entstammt wie ausnahmslos alle Figuren in »Anomalisa« den Effektschmieden der Paramount Studios, allerdings nicht wie man meinen könnte, aus der CGI-Unit der Computer-Animatoren, sondern aus der Puppenspielerkiste. Gemeinsam mit seinem Co-Regisseur Duke Johnson hat Charlie Kaufman nämlich mit »Anomalisa« einen waschechten Stop-Motion-Film gedreht. Ein immens aufwendiges Animationsverfahren, von dem im digitalen Zeitalter vermeintlich kein Innovationschub mehr auszugehen schien. Eine Annahme, die das amerikanische Regieduo famos widerlegt. Ein bisschen sehen die Figuren in »Anomalisa« aus wie Crashtest-Dummies, eine bestimmt nicht ungewollte Metapher für das Aufeinanderknallen unserer Lebensentwürfe. Manchmal fallen den strauchelnden Charakteren jedenfalls an den Nahtstellen die Köpfe auseinander. Zum Kopfzerbrechen ist das Ganze ja auch. Auch für Michael Stone, einen verheirateten Mann, der irgendwie auf

der Suche ist nach mehr. Bis er bei einer seiner Büchertouren im Hotel auf Lisa trifft.

Charlie Kaufmans zweite Regiearbeit nach »Synecdoche, New York« scheint erst in der Abstraktion künstlicher Charaktere aufzugehen, um so auf die menschlichsten aller Probleme zu stoßen: Liebe und Einsamkeit. Kaufman, der als einer der kreativsten Drehbuchköpfe Hollywoods gilt (»Being John Malkovich«, »Eternal Sunshine of the Spotless Mind«, »Adaptation«), gelingt dies sympathischerweise ganz ohne Raunen – und ohne den Pomp, mit dem etwa aktuell Terrence Malick die Erzählwelten einseift. Man hält es im Zeitalter des knallharten TV-Serien-Realismus kaum noch für möglich, aber dem Innenleben komplexer Charaktere kommt Kaufman hier per Verfremdungseffekt nahe. Sehr nahe sogar. Der Meister fürs schräg-neurotische Dramedy-Genre schenkt uns dabei nebenbei auch noch eine der anrührendsten und, ja, sogar erotischsten Sexszenen der jüngeren Filmgeschichte! Die beiden Liebenden mögen künstlich geschaffene Figuren sein, das Knarzen des Hotelbetts aber klingt beinahe realer als in Wirklichkeit. ||

ANOMALISA

USA 2015 | Regie: Charlie Kaufman und Duke Johnson
Drehbuch: Charlie Kaufman | 91 Minuten | Kinostart: 21. Januar

Charlie Kaufmans Animationskomödie »Anomalisa« verhandelt existenzielle Fragen ohne Pomp und ist dabei vor allem eines: ungeheuer menschlich.

Anzeige

ACCESS TO DANCE

MÜNCHEN-PREMIERE
JÉRÔME BEL
GALA 09. + 10.02.2016
20.00 MÜNCHNER
KAMMERSPIELE
12.02.2016
20.00 BÜRGERHAUS
UNTERFÖHRING
www.jointadventures.net

EIN PROJEKT VON
JOINT ADVENTURES
DANCE PERFORMANCE ART

SOBEEES.COM

One Last Show

PHILIPP BOVERMANN

Die Welt wird kleiner, aber das Mittelmeer gefühlt größer. Nie schienen der globale Süden und Europa weiter auseinander zu liegen, paradoxerweise aber auch niemals näher zu sein. Die tödliche Grenze dazwischen in einen verbindenden Kulturraum umzudeuten, mit Filmen von Spanien bis Syrien – darum geht es bei den »Mittelmeerfilmtagen«, die vom 20. bis 31. Januar im Gasteig stattfinden. Ulla Weßler letztes Projekt vor ihrem Ruhestand spiegelt noch einmal im Kleinen, was sie tagtäglich als Geschäftsführerin der Filmstadt München e.V. macht, des Dachverbands verschiedener filmpolitisch aktiver Gruppen in München. Sie ist die Verbindungsstelle zwischen Politik und Film, der öffentlichen Hand und den jeweiligen Veranstaltern, zwischen Kinobetreibern, Institutionen und Publikum. Eine Netzwerkerin also. Mit einem Büro, gleichermaßen nah am Film und den Menschen, in einem Hinterzimmer des Stadtcafés im Filmmuseum. Aber ihr Interesse gilt der Gegenwart, daher die Liebe zum Dokumentarfilm.

Tatsächlich ist das DOK.fest noch immer die bekannteste der Reihen, hinter denen die Filmstadt e.V. steht. Außerdem: das Frauenfilmfestival Bimovie, die Griechischen, Türkischen und Lateinamerikanischen Filmtage, Underdox, flimmern&rauschen, um nur ein paar zu nennen. Alles Nischenformate – das Zauberwort: Vielfalt. Gegründet wurde der Verein als Protest-Initiative gegen die Planungen zum ersten Münchner Filmfest, das 1979 noch deutlich als repräsentativer kultureller Monolith konzipiert war; es sollte ein bisschen roter Teppich, ein bisschen mehr Weltstadt in die »Weltstadt mit Herz« geholt werden. Bei den Filmschaffenden stieß das auf wenig Begeisterung: Nur ohnehin erfolgreiche Filme aus dem kommerziellen Mainstream sollten eine noch größere Aufmerksamkeit bekommen als sie ohnehin schon hatten, auf Kosten der Förderung einer vielfältigeren Kinolandschaft? Es waren andere Zeiten damals, sagt Weßler. Damals wurden keine Förderanträge, sondern Forderungen an

Ulla Weßler kennen in der Öffentlichkeit nur wenige. Vor 30 Jahren wurde ihr der Gegenentwurf zum Filmfest München anvertraut. Ein Porträt.



Ob Ulla Weßler im Ruhestand wirklich Ruhe gibt? | © privat

das Kulturreferat gestellt. Das Grundsatzpapier der Initiative Filmstadt München schloss 1983 mit: »Wir erwarten Reaktionen.« Weßler hatte damals ihr Studium in Romanistik und Politikwissenschaften abgeschlossen und war arbeitslos. Eigentlich wollte sie nach Afrika, als Entwicklungshelferin, aber dort wollte man keine Frau. Mit Leuten reden, zuhören, das konnte sie, als Mitbetreiberin der Kneipe Jennerwein, wo sich damals die Sozialdemokraten betranken. Also wurde sie Entwicklungshelferin für die Münchner Filmkultur. Die Geschäftsführerrolle des Vereins, der aus der Protestinitiative hervorgegangen war, war über das Arbeitsamt ausgeschrieben. »Mein Sachbearbeiter war einfach nur froh, dass er mich endlich vermittelt hatte.«

Solche Bescheidenheit trifft man häufig bei Leuten, denen die Bescheidenheit anderer Leute imponiert. Sie erzählt von Jean Rouch »höchstpersönlich«, der in Freising mit den insgesamt drei Besuchern seines Films anschließend eine Stunde lang diskutierte. Sie könnte viele solcher Geschichten erzählen, aber die gebürtige Niedersächsin zuckt nur mit den Schultern. Weßler ist keine Frau der großen Sprüche und der markigen Anekdoten. Drei Jahrzehnte war sie Gesicht, Kopf, Hand und Fuß des Vereins, hinter dessen Arbeit sie als Person gern zurücktrat, und der seinerseits meist hinter die einzelnen Filmreihen und Gruppierungen zurücktritt. Aber das Münchner Kino ist eben mehr als Licht und Leinwand; es ist auch die Frau hinter dem Projektor: Ulla Weßler. Schwer vorstellbar, dass sie im Ruhestand Ruhe geben wird. ||

10. MITTELMEERFILMTAGE

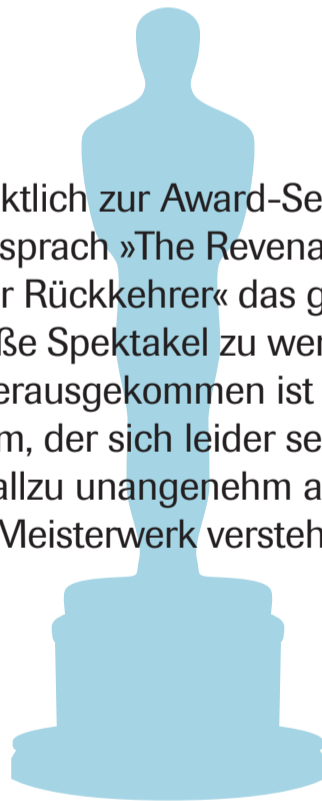
Gasteig, Vortragssaal der Bibliothek | 20.–31. Januar | Tickets: München Ticket 089 54818181 | www.filmstadt-muenchen.de

Gebt mir den Oscar!

Es beginnt mit einem Überfall. Der Trapper Glass (Leonardo DiCaprio) begleitet eine Expedition in die winterliche Wildnis des amerikanischen Westens, als ihr Lager von Indianern angegriffen wird. Pfeile und berittene Angreifer sausen durchs Bild, minutenlang ohne Schnitt. Die Kamera dreht und wendet sich traumtänzerisch durch einen von sterbenden Leibern durchzuckten Naturraum, man glaubt jeden Knochen einzeln brechen zu hören. Regisseur Alejandro Iñárritu, seit »Birdman« oscargekrönt, will diesmal ganz nah ran – einmal mehr auch ran an die Awards.

Als Glass auf der Flucht zurück ins Fort von einem Bären angegriffen wird, bleibt er schwer verwundet zurück. Doch er kämpft sich zurück auf die Beine, den Wunden, den Indianern und vor allem den Elementen zum Trotz. Er hat noch was vor:

Pünktlich zur Award-Season versprach »The Revenant – Der Rückkehrer« das ganz große Spektakel zu werden. Herausgekommen ist ein Film, der sich leider selbst allzu unangenehm als Meisterwerk versteht.



Leonardo DiCaprio und Melaw Nakehk'o | © Twentieth Century Fox

seinen Sohn zu rächen, den sein Kamerad Fitzgerald (Tom Hardy) ermordet hat. Es ist nicht eine von DiCaprios redseligen Rollen. Vielmehr wird hier gekeucht, gegrunt, gestöhnt, dazu Naturgeräusche und ein bisschen Getrommel. Mit dem nahen Tod des Helden fällt der Film in die orale Phase zurück. DiCaprio, den Mund voller Dreck, kriecht durch selbigen und nagt ein Gerippe ab, das er im Wald findet; er isst einen noch zappelnden Fisch und teilt sich mit einem ebenfalls allein umherirrenden Indianer das rohe Fleisch eines Büffels.

Zahlreiche Einstellungen von psychedelisch rauschenden Bäumen, jagenden Wölfen und dergleichen überhöhen den Kampf ums Überleben zum mystischen Urkonflikt. Dick unterstrichen wird das durch zwischengeschaltete Fantasien des delirierenden Glass; der Plastizismus des Fressens und Gefressenwerdens weicht dann metaphysisch umhauchten Symbolen in der Manier eines Terrence Malick. Die von Emanuel Lubezki spektakulär geführte Kamera bildet durch ihre Beweglichkeit ein Gegengewicht zur Erstarrung im Pittoresken, hält die Bilder frisch. Auf der Handlungsebene aber kippt diese pompöse Mischung aus Discovery-Channel-Romantik und Turboarchaik bisweilen ganz erhebelich.

Spätestens als Glass nach bereits endlosen Strapazen auch noch in seinem ausgeweideten toten Pferd übernachtet, stellt sich die Frage: Ist das noch Existenzialismus oder schon Survival Porn? Der arme DiCaprio muss dafür buchstäblich Dreck fressen. Und in einem Fluss schwimmen, an dessen Ufer Schnee liegt. Man leidet auch deshalb so sehr mit, weil der an Originalschauplätzen in Kanada und Argentinien gedrehte Film seinen Darstellern ersichtlich ganz reale Strapazen abverlangt hat. Einige Crewmitglieder hatten aus Protest gegen die Bedingungen beim Dreh die Produktion verlassen.

»Wenn Sie den Film sehen, werden Sie die Dimension des Ganzen begreifen. Und Sie werden sagen: »Wow«, hat Iñárritu den Vorwürfen entgegnet. Diese irre Begeisterung von sich selbst und der vermeintlichen Metaphysik des Leidens merkt man »The Revenant« leider nur allzu sehr an. || pb

THE REVENANT

USA 2015 Regie | Alejandro Iñárritu | Mit: Leonardo DiCaprio, Tom Hardy u.a. | 151 Minuten | Im Kino seit: 6. Januar

Anzeige

RADSPIELER

Seit 1841



In München nur bei Radspieler

F. Radspieler & Comp. Nachf.
Hackenstraße 7 · 80331 München
Telefon 089/23 50 98-0

Wiedergefundene Heimat

Das Opus magnum von Edgar Reitz in völlig neuem Glanz: dank einer digital restaurierten Version und einem Buch.



SIMON HAUCK

Alles begann für Edgar Reitz 2007 mit der Anfrage eines italienischen Kinobetreibers, der zur Neueröffnung seines Lichtspieltheaters wochenlang »Heimat« – präziser gesagt, den ersten Teil der Hunsrück-Spielfilmsaga – zeigen wollte. Also den Auftakt des international erfolgreichen Mammut-Kinofilm-Projektes aus der Schmiede des Münchner Autorenfilmers, den er 1984 bei der Uraufführung innerhalb des Biennale-Programms in Venedig erstmals gesehen hatte. Dabei gab es für Reitz lediglich ein kleines Problem: Nach ersten Materialchecks im Hausarchiv und spätestens nach Durchsicht sämtlicher Verleihkopien der sogenannten »Heimat-1-Kino-Fassung« stand fest: Dieses filmgeschichtliche Ausruferzeichen schien für das heutige Kino unwiederbringlich verloren zu sein. Die Ursache: Verschleiß des originalen Filmmaterials. Natürlich gab es TV-Ausstrahlungen der Familienchronik in der ARD (mit damals elf Teilen) und – heute unvorstellbar – gut zehn Millionen Zuschauern pro Folge. Später folgten auch zahlreiche DVD-Editionen in wenig befriedigender Qualität, da sie allesamt von den analogen MAZ-Bändern der Sendeanstalten gezogen worden waren. Zuletzt erschien beispielsweise die Reclam-

Ausgabe in Zusammenarbeit mit StudioCanal/Arthaus in diesem Jahr anlässlich der ersten Biografie des Regisseurs Reitz (Thomas Koebner: »Edgar Reitz. Chronik deutscher Sehnsucht. Eine Biographie«). Doch die ursprüngliche Biennale-Version schien lange Zeit ein Fall für die moderne Mythenhalde des Films zu bleiben.

Und so initiierte Reitz vor fünf Jahren, als er mitten in den anstrengenden Dreharbeiten zu »Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht« steckte, ausgehend von den vielen Kino- wie Fan-Anfragen, ein prestigeträchtiges Restaurierungsprojekt: sprichwörtlich eine Art »Auf der Suche nach der verlorenen (Film-)Zeit« der »Heimat 1«. Mit vollem Erfolg: Dank großer Finanzspritzen von ARRI, dem Land Rheinland-Pfalz sowie der Kulturstiftung des Bundes konnte die lange verschwundene Kinofassung der ersten »Heimat« endlich wiederhergestellt werden. Offiziell etwas umständlich »Heimat – Eine deutsche Chronik in 7 Kapiteln für das Kino« benannt, erscheint sie nach einzelnen Aufführungen (z.B. beim Fünf-Seen-Filmfestival) und einer Fernsehstrahlung bei ARTE erstmals als Teil der umfangreichen Gesamtedition: Das sind mittlerweile 60 Stunden Filmkunst auf 20 DVDs. Parallel dazu erscheint die restaurierte



Oben: Maria hält die Hunsrück-Familie Simons zusammen, gespielt von Marita Breuer | Unten: In Goldgräberstimmung unterwegs: Eduard Simons (Rüdiger Weigang) | © Studiocanal (2)

rierte Kinoverision bei StudioCanal/Arthaus auch separat auf Blu-ray oder DVD. Dass sich der jahrelange Aufwand vollends gelohnt hat, wird besonders bei den Übergängen von Schwarz-Weiß zu Farbe deutlich: Noch nie glühte z.B. das Eisen in der Schmiede der Simons zu Beginn des ersten Kapitels, wenn Paul (Michael Lesch) geistergleich aus dem Ersten Weltkrieg ins fiktive Hunsrück-Flecken Schabbach zurückkehrt, so formvollendet, so wunderschön. Derselbe Effekt, als Eduard (Rüdiger Weigang) der schnoddrigen Berliner Prostituierten Lucie (unvergesslich: Karin Rasenack) am Wegrand verführerisch leuchtende Kirschbäume präsentiert: quasi ein ganzer filmischer Liebesakt ohne Kuss. Eingefangen von Reitz' Stammkameramann Gernot Roll, dessen Verdienst es auch beim jetzigen Remastering war, gerade keinen neuen Look zu kreieren, wie es zum Beispiel Xaver Schwarzenberger 2006 bei der Restaurierung von Fassbinders »Berlin Alexanderplatz« eigenwillig durchgezogen hatte: nicht gerade zur Freude vieler Cineasten. Überhaupt wird die grandiose Symbiose zwischen dem Einsatz handwerklicher Filmkamerakunst (durch Roll) und dem elegisch-ausfernden Narrationston (durch Reitz) auch beim wiederholten Sehen spürbar: Hier hatten sich zwei ganz Große der deutschen Film-

szenen nach der gemeinsamen Fingerübung »Stunde null« (1977) erneut verbündet und zusammen bewiesen, dass sich der Neue Deutsche Film visuell eben nicht so leicht vom US-Mainstream-Kino der 1980er infiltrieren ließ. Reitz über Roll: »Gernot ist einer, der das Schöne liebt. Oft verzaubert er Drehorte, Szenen, indem er künstliche Nebel aufsteigen lässt oder indem er Film Dosen mit brennendem Spiritus im Gelände vergräbt und damit Flimmereffekte in der Luft herstellt«.

Nachzulesen ist das in einem sehr liebevoll gestalteten Buch zur Restaurierung jenes ersten Megafilms aus dem »Heimat«-Kosmos: »Edgar Reitz: Heimat – Eine deutsche Chronik. Die Kinofassung. Das Jahrhundert-Epos in Texten und Bildern« (Schüren Verlag). Darüber hinaus glänzt die neue »Heimat-Gesamtedition« durch stundenlanges Bonusmaterial. Mit dabei ist u.a. Reitz' Dokumentarfilm-Klassiker »Geschichten aus den Hunsrückdörfern« (1981), einer sozusagen durchgängig gedrehten Langzeitrecherche zur Sprache, Musik, Kultur und mancher Eigenart der Hunsrücker, die in den ersten Einstellungen bereits auf den bisherigen Abschluss »Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht« verweist: »Der junge Hunsrücker Emil Hahn ist im vorigen Jahrhundert wie viele Hunsrücker nach Brasilien ausgewandert.« Mit extrem viel Lokalkolorit (keine Panik: Es gibt Untertitel), einer Natur-Bildsprache, die in wogenden Feldern und rauschenden Bergbächen an das filmische Frühwerk von Werner Herzog erinnert, und aufrichtiger, niemals larmoyanter Erzählweise eines Reporters, den der Regisseur selbst mimt, gebührt dieser essayistischen Vorstufe zum »Heimat«-Zyklus ein Ehrenplatz im Œuvre von Edgar Reitz. »Ich möchte das Warten lernen«, sagt Hermann (Henry Arnold) am Ende von »Die Zweite Heimat – Chronik einer Jugend«. Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit im Geiste eines jeden Zuschauers. Denn im Unterbewusstsein ist Paul (Michael Lesch) inzwischen schon längst wieder aus der Heimat geflohen ... und der Zyklus beginnt aufs Neue: Ein Œuvre für die Ewigkeit. ||



HEIMAT 1 – EINE DEUTSCHE CHRONIK.

Studiocanal/Arthaus | erhältlich auf DVD und Blu-ray ab 39,99 Euro

EDGAR REITZ: HEIMAT – EINE DEUTSCHE CHRONIK.

Die Kinofassung. Das Jahrhundert-Epos in Texten und Bildern Schüren, 2015 | 543 Seiten | 38 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt) Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971 info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | **V.i.S.d.P.** Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG, | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumpich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Maximilian Theiss, Christiane Wechselberger

Autoren dieser Ausgabe Christina Bauer (cb), Thomas Betz (tb), Philipp Bovermann (pb), Heidi Fenzl-Schwab (hwfs), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Benedikt Frank (bf), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sha), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Wolf Loeckle (wol), Gabriella Lorenz (lo), Christiane Pfau (cp), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Michael Stadler (msta), Maximilian Theiss (mt), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Hanne Weskott (hw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September)
Wählen Sie Ihr persönliches Abo: **Förder-Abo** 50 Euro | **Basis-Abo** 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung:

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01

Bilder hörbar machen

Eine Reihe von Initiativen und App-Entwicklern hat sich zum Ziel gesetzt, das Kinoerlebnis auch Sehbehinderten und Blinden möglich zu machen. Mit großem Erfolg – der Zugang zu Audiodeskriptionen ist in jüngster Zeit deutlich leichter geworden.

BENEDIKT FRANK

Filmprojektoren funktionieren wie das menschliche Auge, nur umgekehrt. Hinten, wo im Augapfel die Netzhaut sitzt, scheint bei ihnen eine Lichtquelle, die durch den Filmstreifen und die Linse Bilder auf die Leinwand wirft. Das Kino ist zuerst ein visuelles Medium. Aber wie sieht man Filme, wenn man nicht sehen kann?

Es gibt keine zuverlässigen Statistiken zur Verbreitung von Sehbehinderungen und Blindheit in Deutschland. Eine Schätzung, die sich auf Daten anderer westlicher Nationen aus dem Jahr 2002 stützt, geht von etwa 1,2 Millionen blinden und sehbehinderten Menschen hierzulande aus. Sicher ist, dass die Zahl als Folge der alternden Gesellschaft zunimmt. Es wird also immer mehr Blinde geben, die keinen anderen Zugang zu Film und Fernsehen finden können als einen akustischen per Audiodeskription. Das Filmförderungsgesetz ist vorbereitet: Geld bekommt nur, wer für eine Hörfassung sorgt, weshalb diese zumindest bei deutschen Produktionen keine Ausnahme mehr ist. Der Münchner Verein Hörfilm e. V. arbeitet seit 15 Jahren daran, dass die Beschreibungen nicht nur Pflichtübung bleiben, sondern auch qualitativen Ansprüchen genügen.

Die Germanistikstudentin Johanna Krins ist regelmäßige Kino-Zuhörerin und Mitglied im Hörfilm e. V. Mit viel Licht kann sie nahe Gesichter erkennen. Sie hat fünf Prozent Sehvermögen. Was Filme angeht, ist ihre Wahrnehmung aber vergleichbar mit absoluter Blindheit. »Wenn ein Film gut gemacht ist, gute Schauspieler hat und gut audiodeskribiert ist, macht es auch für blinde oder sehbehinderte Menschen Spaß, ihn anzuschauen«, meint sie und spricht dabei wie selbstverständlich von »anschauen«. Denn einen Hörfilm zu sehen sei

etwas ganz anderes, als etwa ein Hörbuch zu lesen oder ein Hörspiel im Radio zu hören.

Sprachlich klingt das zunächst etwas seltsam, verbindet man doch als Nichtblinder mit dem Sehen das visuelle Erlebnis, das hier fehlt. Doch der Sinn von Sprache bildet sich durch unsere Erfahrungen. Die Bezeichnungen von Sinneseindrücken hat jeder erst erlernt. Es fühlt sich anders an, einen Film zu hören als ein Hörspiel. Die Materialität ist anders, die Geräusche funktionieren anders, der Klang entfaltet sich anders, schon alleine, weil Film und Hörspiel ganz unterschiedlich produziert werden. Es ist somit nur logisch, den Wahrnehmungen verschiedene Worte zu geben und dabei die gleiche Sprache zu benutzen wie alle.

Das kann man als semantische Pedanterie abtun, doch Filmbeschreibungen haben viel mit Sprache zu tun. Sie sind Übersetzungsarbeiten. Johanna Krins arbeitet auch selbst an Audiodeskriptionen. Immer zusammen mit zwei sehenden Kollegen. Diese schreiben zuerst einen Text, der das Geschehen auf der Leinwand möglichst genau beschreibt. Im nächsten Schritt ist sie der Filter. Überflüssige Informationen, die sie sich schon durch die Tonspur erschließt, kann man streichen, Missverständnisse werden im Gespräch geklärt. Im Idealfall ist das Ergebnis prägnant und sprachlich elegant. Die Beschreibung passt sich dem Film an und nimmt etwa Rhythmus und Stimmung auf. Allerdings wird nicht immer mit der gleichen Sorgfalt gearbeitet, die eine besonders gelungene Produktion aber benötigt. Eine solche ist zum Beispiel das Porträt des jüdischen FC-Bayern-Präsidenten »Landauer«, das dieses Jahr der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband mit seinem Hörfilmpreis ausgezeichnete.

Das fehlende Bild ist dabei nicht nur ein Verlust. Immer wieder sagen ihr sehende Kollegen, berichtet Johanna Krins, dass ihnen selbst viele Dinge entgehen, die durch die Audiodeskription in den Vordergrund gerückt werden. »Durch die Arbeit«, so glaubt sie, »lernt man die Details eines Films wieder zu schätzen.« Auch Farben zu nennen ist ihr wichtig, eine Glaubensfrage unter den Erstellern von Audiodeskriptionen. Sie ist überzeugt, dass selbst von Geburt an blinde Menschen mit Blau oder Grün etwas anfangen können, schließlich haben sie Kontakt zu Sehenden, die mit ihnen auch über Farben reden.

Verteilt werden die Filmbeschreibungen heute über Smartphone-Apps. Es gibt zwei Systeme: »CinemaConnect« und »Greta«. Die erste App wird vom Audiotechnik-Hersteller Sennheiser produziert. Sie soll recht zuverlässig funktionieren, bedarf aber zusätzlicher Technik im Kino, sodass sie nicht überall verfügbar ist. »Greta«, die Neuentwicklung eines Berliner Start-ups, funktioniert alleine mit dem Smartphone. Die Nutzer laden eine Datei mit der Audiodeskription herunter, die sich dann mit dem Film automatisch synchronisiert. Manchmal klappt das noch nicht perfekt. Wenn es aber funktioniert, ist man unabhängig von der Ausstattung des Lichtspielhauses. Und nicht nur das. »Greta« soll auch mit Filmen auf DVD funktionieren, falls die nicht ohnehin schon eine alternative Tonspur mit der Beschreibung enthalten, ebenso mit Filmen im Fernsehen und auf Internet-Streamingdiensten. Die Apps sind kostenlos. Auch Sehende können so einfach Hörfilme ausprobieren – Augen zu und durch – und ihre Filmsammlung noch einmal mit ganz anderen Ohren sehen. ||

Anzeigen

@hisonauten
bavaricum
Akademie für Kulturgeschichte

Nachfahren, Zeitzeugen & intime Kenner erzählen

Geschichte hautnah

11.01./18.01./25.01./01.02.
19.30 Uhr
St. Bonifaz
München

Infos:
www.hisonauten.de/bavaricum/Geschichte-hautnah



Kunst inklusive!

Was ist wenn Malerei von Diana Sprenger und Skulpturale Arbeiten von Tim Bennett
26.11.2015 – 26.2.2016

Geöffnet:
Mo – Do 8 – 17 Uhr Fr 8 – 13 Uhr
Feiertags geschlossen

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstr. 14
80538 München
gegenüber Haus der Kunst
www.kunst-inklusive.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimpflege

GALERIE BEZIRK OBERBAYERN | **bezirk oberbayern**




LIEBESLICHTERLOH
Eine musikalische Liebes-Collage nach Shakespeares »Romeo und Julia«

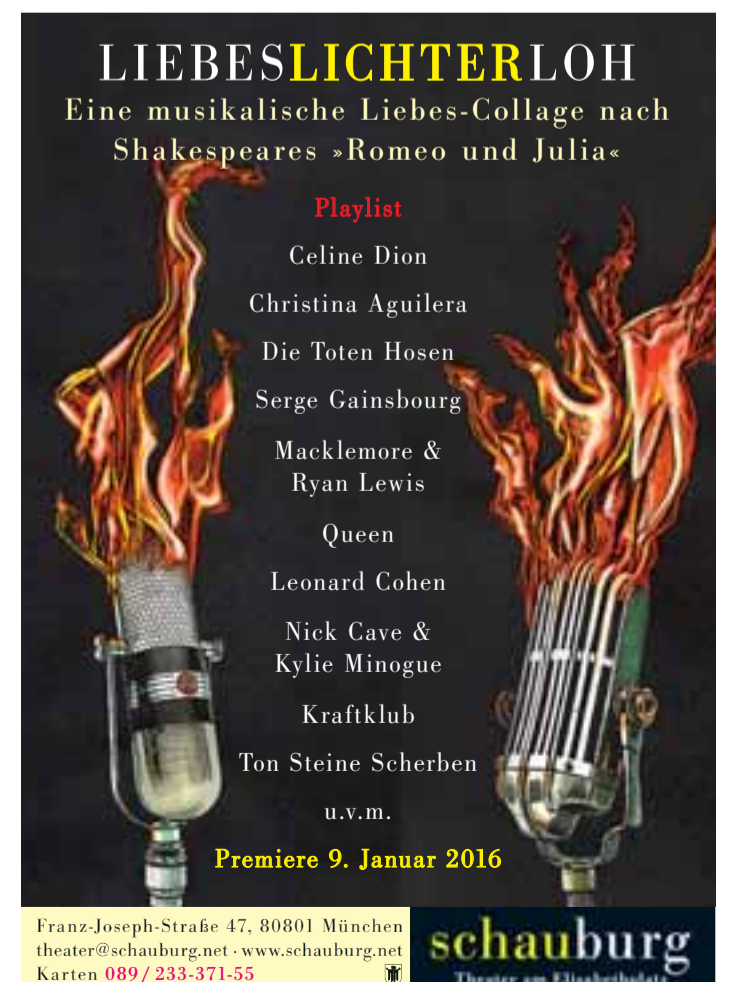
Playlist

Celine Dion
Christina Aguilera
Die Toten Hosen
Serge Gainsbourg
Macklemore & Ryan Lewis
Queen
Leonard Cohen
Nick Cave & Kylie Minogue
Kraftklub
Ton Steine Scherben
u. v. m.

Premiere 9. Januar 2016

Franz-Joseph-Straße 47, 80801 München
theater@schauburg.net · www.schauburg.net
Karten **089 / 233-371-55**

schauburg
Theater am Elisabethplatz



Ganz bei sich

Mit seinem eigenwilligen Spiel weiß der Schauspieler Franz Rogowski derzeit sowohl im Kino als auch auf der Theaterbühne zu überzeugen – weshalb ihn Intendant Matthias Lilienthal auch ins Ensemble der Münchner Kammerspiele berief. Wir trafen den Experten fürs Improvisieren.

MICHAEL STADLER

Sie ist seltsam, die Gruppe, die sich aus einem Wald herauschält, sich dann traumwandlerisch durch eine Großstadt bewegt, auf der Suche nach Geld, vielleicht auch nach Spaß. Jung sind sie, vier Jungs, ein Mädchen, haltlos, weil sie offenbar weder in die Schule gehen noch einen festen Job haben. Die Eltern sind abwesend, ein richtiges Zuhause gibt es nicht, auch wenn sie zwischendurch in einer Nobelwohnung abhängen: einerseits Wohlstandskids, andererseits leicht asoziale Rebellen, die sich auf dunkle Geschäfte einlassen, in einer Welt, in der die Zeit und die Menschen stillstehen können.

Einen ganz eigenen, märchenhaften, abgehobenen Kosmos erfindet Regisseur Henri Steinmetz in »Uns geht es gut«, und es wundert nicht, dass der Anführer der fünf Freunde, unter denen es bald wegen ganz irdischer Gefühle wie Eifersucht kriselt, von Franz Rogowski gespielt wird. Tubbie heißt Rogowski im Film und entwickelt diese starke Präsenz, eine zwischen sanft und bedrohlich pendelnde Unberechenbarkeit, die ihn derzeit zu einem der gefragtesten Schauspieler im deutschen Kino macht.

Erste Schritte im Filmbereich machte Rogowski vor allem mit Regisseur Jakob Lass, mit dem er unter anderem den Spielfilm »Frontalwarte« (2011) gedreht hat. Darin war Rogowski einer von drei jungen Menschen, die auf ihrer Identitätssuche die Weichstellen und Härten des Berliner Alltags entdecken. In Lass' nächstem Film »Love Steaks« testete Rogowski als angehender Masseur Clemens mit einer Hotelköchin die Möglichkeiten der Liebe aus, spielerisch, schlagfertig, wobei im Lauf der beherzten Annäherungen hautnah erörtert wird, ob der schüchterne Clemens einen Fleisch- oder Blutpenis hat.

Natürlich, die Penis-Szene war improvisiert, erzählt Rogowski, so wie der Großteil des Films, der inmitten des Betriebs eines echten Luxushotels an der Ostsee gedreht wurde. »Love Steaks« räumte beim Filmfest München 2013 sämtliche Förderpreise ab, den Schauspieler-Preis teilte sich Rogowski mit seiner gnadenlos guten Mitspielerin Lana Cooper. 2015 konnte man ihn unter anderem in Sebastian Schippers One-Take-Wunder »Victoria« sehen, da spielte er den Kleinkriminellen Boxer, der seine Aggressionen nur schwer unter Kontrolle halten kann, ähnlich wie Tubbie in »Uns geht es gut«.

»Tubbie versucht in seiner Gang, das Bild einer Führungsfigur aufrechtzuerhalten, was er aber kaum erfüllen kann. Diese Wut, die sich aufstaut, wenn man etwas sein will, was man eigentlich nicht ist, könnte sich möglicherweise entladen. Diese Qualität hat der Film an vielen Stellen: dass er sich in einem Schwebestadium befindet, in dem jederzeit etwas kippen könnte.« Gedreht wurde nach einem fertigen Skript, »von dem wir uns aber während der Dreharbeiten immer wieder entfernt haben. Vieles ist eins zu eins aus dem Drehbuch, aber Henri und wir haben eher



Mischt gerade kräftig mit: Franz Rogowski, sowohl im Ensemble der Münchner Kammerspiele als auch im Kino, in »Uns geht es gut« | © Sima Dehgani

nach Stimmungen gesucht, weshalb es Szenen gibt, die nicht vom Text, sondern vom Bild und der Atmosphäre her gedacht sind.«

Insgesamt spielt Rogowski in einer Zeit, in der das deutsche Kino nach neuen Formen sucht, mit Regisseuren wie Jakob Lass, Sebastian Schipper, Axel Ranisch, Aron Lehmann oder Nico Sommer, die gerne mal entlang einer Handlungsskizze drehen und viel Wert auf die Arbeit mit den Schauspielern legen, darauf, was diese an Charakter und Fähigkeiten mit sich bringen. »Aber man muss auch aufpassen: Jakob oder Sebastian wussten genau, was sie vorhaben, schufen Freiräume für eine strukturierte Improvisation. Andere vertrauen darauf, dass man cool irgendwas improvisiert, aber es fehlt eine klare Geschichte.«

Rogowskis Lebenslauf verlief nicht gerade gradlinig, eher kurvenreich, von Station zu Station. Geboren in Freiburg wuchs er in Tübingen auf, brach das Gymnasium mit 16 Jahren ab, wollte zunächst Tänzer werden, weshalb er auf diversen Tanz- und Theaterschulen in Stuttgart, im Tessin, in Berlin und Salzburg studierte. Zwischendurch Straßentheater, Saxofonspielen, Puppenspiel. Rogowski hat so ziemlich alles ausprobiert. »Ich habe am Anfang versucht, alles zu sein, überall der Größte, der Beste. Dann stößt man aber sehr schnell an Grenzen und versucht, die zu verschieben. Was auch sehr wehtut. Man haut wirklich den Kopf zehnmal gegen die gleiche Wand und irgendwann ist die Beule so groß, dass man sich hinsetzt, die Beule kühlt und sich überlegt, ob es nicht links oder rechts einen Weg um diese Wand herum gibt.«

Aufgrund einer leichten Lippenspalte klingt Rogowskis Duktus ein wenig undeutlich, was ihn fürs klassische Sprechtheater nicht prädestiniert, aber einzigartig macht. Rührt das Improvisationstalent von den Hindernissen, die sich einem in

den Weg stellen? »Vielleicht. Aber es kommt auch daher, dass ich immer alles versucht habe, aber nie an den Punkt gekommen bin, dass ich wirklich was kann. Bis ich gemerkt habe, dass es ausreicht, wenn man etwas halb kann, aber dabei ganz bei sich ist. Diese Fragilität kann eine Qualität sein.« Setzt das aber nicht große Selbstsicherheit voraus? »Es braucht eine Bereitschaft dafür, verletzlich zu sein. Eine Liebe für den Moment. Dass man gewillt ist, mit Nichts in der Hand vor die Kamera oder auf die Bühne zu gehen und etwas spontan zu entwickeln.«

Dass Franz Rogowski sich auf diese Kunst des Im-Augenblick-Seins versteht, mag auch ein Grund dafür sein, dass er nun fest an den Kammerspielen engagiert ist. Gerade performenstarke Schauspieler hat der neue Intendant Matthias Lilienthal für sein Ensemble gesucht. Mit Rogowski hat er einen gefunden, der sein Spiel bevorzugt aus der Begegnung mit einem Raum und den Kollegen entwickelt. Zuvor hat Rogowski reichlich Erfahrungen als Darsteller und Tänzer in der freien Szene gesammelt sowie an Stadttheatern, etwa als Choreograf von »Faust I« und »Faust II«, die der jetzige Haus-

regisseur der Kammerspiele, Nicolas Stemmann, 2011 für die Salzburger Festspiele inszenierte.

Mit Stemmann hat der 29-jährige Rogowski an den Kammerspielen bislang noch nicht gearbeitet, dafür mit dem Australier Simon Stone, in dessen Theateradaption von Luchino Viscontis Film »Rocco und seine Brüder« er den ältesten Bruder Vincenzo verkörperte. Momentan probt er mit vier anderen aus dem Ensemble unter der Regie von Philippe Quesne an »Caspar Western Friedrich« (Premiere: 28. Januar), einer Performance, in der die Werke von Caspar David Friedrich mit Westernmotiven verschränkt werden: zwei Kunstwelten, die Romantik und landschaftliche Weiten gemein haben.

Etwas Cowboyhaftes könnte man vielleicht auch in Tubbie und seiner Gang entdecken. Weitere Filme mit Franz Rogowski galoppieren ebenfalls 2016 ins Kino, mit so schönen Titeln wie »Fikkfuchs« oder »Figaros Wölfe«. Das Drehen wird er in nächster Zeit reduzieren und sich auf die Theaterarbeit mit dem Ensemble konzentrieren müssen, aber ein paar Filmprojekte stehen doch immer wieder an. Als unruhig bezeichnet Franz Rogowski sich selbst. Gestresst wirkt er dabei jedoch nicht, eher zufrieden, wie alles gerade für ihn läuft. »Mir geht es gut«, meint er grinsend, und man glaubt es ihm sofort. ||

UNS GEHT ES GUT

Deutschland 2015 | Regie: Henri Steinmetz
Mit: Franz Rogowski, Maresi Riegner, Jonas Dassler, Emanuel Schiller, Jordan Elliot Dwyer | 93 Minuten
Kinostart: 28. Januar



Triumph der Lüge

Großes Foto: Neoptolemos (Franz Pätzold, li.) ist verstört, weil er Philoktet getötet hat. Odysseus (Shenja Lacher, re.) münzt die Tat PR-wirksam um
Kleines Foto: Philoktet (Aurel Manthei, re.) lässt sich nicht zur Rückkehr bewegen. Odysseus wartet ab | © Matthias Horn (2)

Ivan Panteleev inszeniert Heiner Müllers
»Philoktet« im Cuvilliéstheater als
kristalline Studie über die ewige
Aktualität politischen Taktierens.

Anzeige

10.12.2015 - 14.2.2016

KÄTHE KOLLWITZ
UND
ALEXANDER DETTMAR

EINE BEGEGNUNG IN DER PASINGER FABRIK MÜNCHEN
MALEREI, SKULPTUREN UND ARBEITEN AUF PAPIER

Vernissage: Mittwoch, 9.12.15, 19 Uhr / Sie sind herzlich eingeladen!
Ausstellung: 10.12.2015 - 14.2.2016 / tägl. außer Mo 16 - 20 Uhr
Galerie / Eintritt 4 € / erm. 2 €

MÜNCHEN Galerie Kunst | Kunst und Performance
Dietrich-Am-Spatzweg 11, 80331 München | Tel. 089 / 623 216 79
www.residenztheater.de

Landesregierung
Kulturfest

SABINE LEUCHT

Der Moment, in dem Shenja Lacher sein Toupet abnimmt, ist stark. Weil es derselbe ist, in dem sein Odysseus wieder den Realpolitiker anknipst: Sein Schützling Neoptolemos hat gerade vor seinen Augen den Philoktet getötet, dessen Beistand die Griechen gegen Troja dringend gebraucht hätten. Lacher erstarrt mit offenem Mund wie in einem Comic – und weiß dann praktisch sofort, wie es sich von dieser neuen Situation aus hineinflügen lässt in eine vorteilhaftere Ausgangsposition: Flugs rückt der Mann im listig pistaziengrünen Anzug den Leichnam zum Denkmal zurecht, knetet fromm seinen falschen Skalp und berichtet vom tragischen Tod des Philoktet durch Troer-Hand.

Odysseus ist der Herr der Lüge in Heiner Müllers Umschreibung des antiken Stoffes um den Verbannten Philoktet, dem ein Schlangenbiss eine eiternde, stinkende Verletzung bescherte. Der Held aus Ithaka selbst hatte den vor Schmerzen schreienden Nutzlosen deshalb auf der Insel Lemnos unter Geiern ausgesetzt. Das Stück beginnt, als er ihn Jahre später wieder zurückholen will, weil das griechische Heer ohne den magischen Bogen des Philoktet verloren ist. Dazu bedient er sich des jungen Neoptolemos, Sohn des Achill und weder ein Freund des Odysseus noch der Lüge. Die Situation: drei Männer, drei Feinde, eine Mission – die des politischen und realen Überlebens.

Ivan Panteleev hat das Stück nun im Cuvilliéstheater inszeniert, wo es damit seit der Uraufführung 1968 bereits zum dritten Mal auf dem Spielplan steht. Ein Glück! Denn der ehemalige Gotscheff-Dramaturg ist nicht nur ein intimer Kenner von Müllers wuchtigen, unbeirrt ihre Themen einkreisenden Versen, sondern auch ein Rhythmisierer vor dem Herrn, der in diesem knapp zweistündigen, szenisch kargen Abend exakt die Stellen aufgespürt hat, an denen die pausenlos gefor-

derte Aufmerksamkeit des Zuschauers erlahmt. Genau da setzt er Akzente, lässt Odysseus' fast schläfrig milde Ich-bin-ein-besonnener-Staatsmann-Stimme in die Hysterie eines vollkommen Entnervten kippen oder eine Szene chorisch sprechen: Auf der Höhe des strategischen wie menschlichen Patts bietet abweichend vom Müller-Text jeder der drei seinen eigenen Tod als Lösung an. Die bislang noch virilen Nebeninteressen wie die Treue zu sich selbst (bei Neoptolemos) oder das Beharren auf individuelle Rechte (»Mein Hass gehört mir« bei Philoktet) sind verstummt. Das Schicksal – bei Müller nicht länger von den Göttern gelenkt – verlangt ihr Schweigen.

Die Allgegenwart des Takt- und Paktieren mit ungeliebten Positionen und Kombattanten erscheint auch ohne Aktualisierung schon auf der Höhe unserer Zeit. Daher setzt die Regie ganz auf die hervorragenden Schauspieler, den wohlkalkulierten Extremisten Lacher, den dampfenden Aurel Manthei als Philoktet und den linkischen und wie eine Sehne gespannten Franz Pätzold als Neoptolemos – auf die kristalline Sprache und auf Johannes Schütz' rätselhaft wunderbares Bühnenbild: Über einer mit Geierflaum bedeckten Fläche kreiseln eine ballonartige Lampe und ein halb transparenter Kasten. Die Fata Morgana eines Zuhauses, in der nicht nur Philoktet ein und aus geht. Requisiten dagegen gibt es nicht. Der Verbannte knetet Federn, sein ungerufener »Befreier« besagtes Haar – und der zwiefache Vollstrecker wider Willen zielt statt mit dem Bogen mit dem ausgestreckten Arm – und dem Finger als Pfeil. ||

PHILOKTET
Cuvilliéstheater | 9., 11. Jan., 20. Feb.
19.30 Uhr | 21. Feb. | 19.00 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Fremd unter Euro-Sternen

Zu gut gemeint: Anne Lenk überfrachtet im Resi Grillparzers Medea-Drama »Das Goldene Vlies« mit der gegenwärtigen Flüchtlingsproblematik.



Medea (Meike Droste) und Jason (Johannes Zirner) haben in Korinth Zuflucht gesucht. Hinten diskutieren die Politiker | © Thomas Aurin

GABRIELLA LORENZ

Kürzlich ging ein Fall durch die Presse: Ein Deutscher ließ sich nach mehrjähriger Ehe von seiner philippinischen Frau scheiden. Drei Monate, bevor sie das endgültige Aufenthaltsrecht erhalten hätte. Sie hat Arbeit, ihr hier geborener Sohn geht zur Schule. Dennoch sollten beide abgeschoben werden. Nur weil die Medien das publik machten, dürfen sie bleiben. Ähnlich ergeht es der antiken Medea: Aus Liebe zu einem Fremden hat die Königstochter in ihrer Heimat Kolchis ein National-Heiligtum gestohlen, das goldene Vlies, ein magisches Widderfell. Und ist Jason nach Griechenland gefolgt. Er ist dort angekommen, sie bleibt als »Barbarin« ausgegrenzt. Jason verlässt die alternde Frau und ihre beiden Söhne: Er will die Königstochter Kreusa heiraten. Plötzlich ist Medea schutzlos ohne Bürgerrechte der Staatsgewalt ausgeliefert: Das heißt Ausweisung.

Also hochaktuell, was Franz Grillparzer mit seinem dreiteiligen Drama »Das Goldene Vlies« 1821 an der Wiener Burg zur Uraufführung brachte. Mit Sätzen, die schauern machen: »Weil eine Fremde ich bin, aus fernem Land, verachten sie mich, sehn auf mich herab, und eine scheue Wilde bin ich ihnen, die unterste, die letzte aller Menschen. Ich will ja gerne tun, was ihr mir sagt ... lernen will ich, lernen, froh und gern.« Die Regisseurin Anne Lenk erzählt im Residenztheater von Grillparzers Version der Medea-Tragödie nur den dritten Teil, die Vorgeschichte aus den Teilen eins und zwei arbeitet sie verwirrend zerstückelt als Rückblenden ein. Und packt in ihre gut dreistündige Inszenierung gnadenlos plakativ alles, was die Flüchtlingswelle derzeit an Assoziationen anbietet.

Camping-Zelte fliegen auf die Bühne (Judith Oswald) bei der Ankunft von Medea und ihrer treuen Dienerin Gora. Unter einem großen Transparent mit der Aufschrift »Welcome« diskutieren Anzugträger am Konfe-

renzistisch ihre Polit-Strategien. Das 1 über-tüncht Gora (Katrin Röver) später. Nun steht da: »We come«: Das könnte man als Drohung lesen. Wie ein Riesenrad hebt und senkt sich ein Ring gleißender EU-Sterne, mal Zuflucht, mal Erdrückung der Akteure. In den Rückblenden stampftanz Medeas Kolcher-Volk einen Folklore-Mummenschanz in Ethno-Kitsch-Klamotten mit Knochen im Haar – »edle Wilde«? Die griechischen Invasoren tragen erst Halskragen wie Konquistadoren, später seilen sie sich im Khaki-Anzug und Tropenhelm ab. Kolonialismus im Zeitraffer. Und Pegida-Demonstranten recken ein Schild: »Verbannt Medea«.

Alles in Anne Lenks Inszenierung ist platt und plakativ, schreibt überdeutlich vor, was man sich denken soll. Gegen diese aufdringliche Überfrachtung können sich die Schauspieler nur schwer durchsetzen: Die hervorragende Meike Droste, zum ersten Mal als Gast am Residenztheater, spielt Medeas Verzweiflung und die zerstörerische Macht der Gefühle hochdramatisch. Von der Leidenschaft aber, die sie einst an Jason gekettet hat, ist kaum etwas spürbar zwischen ihr und Johannes Zirner. Dessen Jason ist zerrissen zwischen Loyalität und Karriereambitionen. Seine Zukunft ist die verwöhnte Kreusa (Nora Buzalka), die sich am Ende mit dem kostbaren Vlies als Nobelpelz schmückt. Medeas Zukunft dagegen liegt nicht in den (EU-)Sternen, sondern in der Hand des Korinther-Königs Kreon (Oliver Nägele spielt scharf konturiert auch den starrsinnigen Vater Medeas). Bis sie selbst Hand anlegt und ihr früheres Leben auslöscht. Nun ist sie heimatlos für immer. ||

DAS GOLDENE VLIES
Residenztheater | 16., 21. Jan., 3., 23. Feb.
19.30 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

BAYERISCHE STAATSOPER

Uraufführung 31.01.2016

Miroslav Srnka, Tom Holloway

Oper
Musikalische Leitung
Kirill Petrenko
Inszenierung
Hans Neuenfels

Klanginstallation des
Unbewohnbaren
Themenkonzerte

South Pole

Partner der Uraufführungen der Bayerischen Staatsoper
Roland Berger

INFORMATION / KARTEN
Tageskasse der Bayerischen Staatsoper
Marstallplatz 5 80539 München
T +49 (0)89 21 85 19 20
www.staatsoper.de/southpole

Mörderische Gedanken

Christian Stückl zeigt im Volkstheater eine fesselnde und intelligente Version von Dostojewskis Meisterwerk »Schuld und Sühne« mit einem fantastischen Hauptdarsteller.



Ein unberechenbarer Borderliner: Raskolnikow (Paul Behren) erschreckt mit dem Messer nicht nur den Anwalt Luschin (Oliver Möller, li.), sondern auch seine WG-Kumpels (Jakob Geßner und Moritz Kienemann, re.) | © Gabriela Neeb

PETRA HALLMAYER

Wer Dostojewski liebt, ist zu Beginn irritiert. Statt in Raskolnikows schrankartiges Zimmer führt uns die Aufführung in eine Studenten-WG. Hier verteidigt er seine These, nach der außergewöhnliche Persönlichkeiten über dem Gesetz stehen. Während der smarte Untersuchungsrichter Porfirij (Pascal Fligg) die finsternen Ideen Raskolnikows wie ein amüsantes Denkspiel behandelt und der leidenschaftliche Sozialkritiker Rassumichin (Jakob Geßner) entsetzt davor zurückschreckt, feuert der mit der Radikalität kokettierende Spaßvogel Sossimow (Moritz Kienemann) ihn an. Hinter der Wohnküche ragt ein drehbarer Zylinder auf, über dessen transparente Wände blutige historische Szenen huschen – der Gedankenraum des sich zunehmend isolierenden Raskolnikow.

Stückl nimmt sich viel Zeit für die hitzigen Diskussionen, um den geistigen Nährboden der Gewalt auszubreiten. Sein Verbrecher aus Überzeugung, der eine geldgeile Pfandleiherin und deren Schwester umbringt, ist keine ferne Figur aus dem Russland des 19. Jahrhunderts. Raskolnikows Geschichte, das wird rasch klar, geht uns alle an. In ihr begegnen wir den nämlichen Denkmustern, mit denen sich Menschen – von der RAF bis zu den Islamisten – stets aufs Neue die Lizenz zum Töten ausstellen: die Dehumanisierung anderer, die sie als Ungeziefer und animalische Kreaturen verachten, die eigene Selbstüberhöhung und die Verherrlichung der Tat.

Wenn Raskolnikow sich im Volkstheater gleich zweimal auf den Propheten beruft, der im Namen Allahs den Säbel schwingt, ist dies ein deutlicher Verweis auf den modernen Terror. Doch Stückl ist zu klug, ihn zu einem

Islamisten zu stilisieren (was nicht funktionieren würde). Seine ebenso intelligente wie spannende Inszenierung rückt Dostojewskis Mörder ohne plakative Aktualisierungen näher an uns heran. Dafür hat er weite Passagen des Romans – die Verbannung nach Sibirien etwa und die Erlösung durch die Liebe – gestrichen, was in seiner Version des Klassikers logisch und konsequent erscheint.

Leider allerdings geht er mit einigen Figuren etwas zu nachlässig um. Carolin Hartmann darf als Sonja bloß auf halsbrecherischen High Heels durch die Szenen staksen, ihr Verhältnis zu Raskolnikow gewinnt keine Konturen. Auch die Auftritte seiner Schwester Dunja (Magdalena Wiedenhofer) und ihres Bräutigams Luschin (Oliver Möller), ein widerlich aalglatter Anwalt, haben keine wirkliche Relevanz. Doch wenn sich die Inszenierung auf die zentralen Männergestalten konzentriert, ist sie stark. In ihrem Zentrum steht der junge Paul Behren, eine echte Entdeckung. Mit welcher unaufdringlichen Intensität er das Porträt eines fiebrig zwischen Gesellschaftskritik und Größenwahn mäandernden Mannes zeichnet, wie er verhuscht im Abseits steht, sich von seinen Ideen berauscht arrogant triumphierend aufrichtet, sich tief verstört einigelt und martert, das ist fantastisch. ||

SCHULD UND SÜHNE
Volkstheater | 28. Jan., 6., 7., 11., 27. Feb.
19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Vormerken!

21.–23. und 28.–30. Januar

JUGEND OHNE GOTT

Teamtheater Tankstelle | Am Einlass 2a | 20 Uhr
Tickets: 089 260 66 36 | www.teamtheater.de

1937 waren es rassistische Äußerungen im Aufsatz zum Thema Kolonien, die einen Lehrer in Ödön von Horváths Parabel auf die Gleichschaltung und Entmenschlichung der Jugend im »Dritten Reich« empörten. Das Theater Impuls versetzt die Geschichte ins gegenwärtige Europa. Nun ist das Aufsatzthema »Warum wir Zuwanderung brauchen«, und Schüler hetzen gegen Einwanderer. Der konfliktscheue Lehrer, dem offene Abneigung entgegenschlägt, als er nur anmerkt, dass diese auch Menschen seien, zweifelt immer stärker am Sinn seines Berufs. Wochen später wird in einem Ferienlager ein Schüler ermordet, und die Fragen nach persönlicher und kollektiver Schuld zwingen den Lehrer in der Folge, Farbe zu bekennen. Andreas Wiedermann flieht in seiner Inszenierung auch Horváths Anti-Liebesgeschichte »36 Stunden« ein, deren Kern ein unerwarteter Akt der Freundschaft ist.

25. und 26. Januar

SCHWARZ

Muffathalle | Zellstr. 4 | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Im letzten Teil ihrer Deutschland-Trilogie, die mit Gold und Rot begann, nähern Hunger & Seide sich unserer Gegenwart wie Archäologen. Wie heute das Leben im Mittelalter aus den Fundstücken in Müllgruben rekonstruiert wird, so untersuchen Judith Al Bakri, Barbara Balsei und Jochen Strodthoff aus einer fiktiven Zukunftsperspektive die Jetztzeit und interpretieren Relikte aus dem Plastik-Zeitalter neu. Kunststoff verrottet nicht, also finden die Performer jede Menge Fragmente vor und können Schicht um Schicht das Bild einer Epoche entwerfen, die vielleicht nicht so ganz deckungsgleich sein wird mit dem, was wir im Augenblick wahrnehmen. Je nachdem, aus welcher Perspektive und mit welcher Intention Hunger & Seide die Relikte zusammensetzen, entstehen mögliche Welten, die uns als Science-Fiction erscheinen könnten.

29. und 30. Januar

HÄNDE HOCH – DAS IST EIN ÜBERVOLL!
Kreativquartier Halle 10, IMAL

Dachauer Str. 112 | 19.30 Uhr | Tickets: www.turbowerk-muc.de

»Als Passagiere begrüßen Sie die Akteure des Turbowerk MUC zu einem rasenden Flug auf hungriger Suche nach dem Paradies. Werden sie finden was sie endlich ganz werden lässt, sie füllt, sie umhüllt?« Große Ziele hat sich die neu gegründete Performancegruppe Turbowerk München da gesetzt. Ihre Initiatoren Kim Ranalter, Manuela Mantini und Sam Ritzinger kommen aus dem Umfeld des International Munich Art Lab und der Bayerischen Theaterakademie. Man kann davon ausgehen, dass Musik eine nicht unerhebliche Rolle bei ihrem ersten Projekt spielen wird. Das Kollektiv will Räume erobern, die bisher für Theater nicht genutzt wurden, und Zuschauer erreichen, die dem Theater fern stehen und mit denen sie auch über soziale Netzwerke in Kontakt stehen. Kernstück ihrer Performance ist die Frage: »Wie nur füttert man Satte?« Dazu unternehmen sie eine Forschungsreise zu Zerrbildern einer Gesellschaft, die eigentlich alles hat und nicht so recht weiß, wonach sie noch suchen soll.

Christopher Rüping
Performance »Der Spieler« an
den Kammerspielen.

CORNELIA FIEDLER

»Aber nur im Spiel!«, mit dieser Floskel versichern sich Kinder, dass das Geschehen auf der Spielebene die Realität nicht beeinflussen wird. Zu den Gemeinheiten des Erwachsenwerdens zählt, dass zwar der Spieltrieb kaum nachlässt, sich die Konsequenzen des Handelns aber nicht mehr per »Spielstopp« wegwischen lassen. Diese beide Welten, die des kindlichen und die des erwachsenen Spielens, lassen Regisseur Christopher Rüping und Dramaturg Benjamin von Blomberg in ihrer Dostojewski-Adaption an den Kammerspielen aufeinanderprallen. Am Ende brüllen die Erwachsenen aufgebracht »Das giltet nicht«, nein, sie rufen natürlich altersgemäß im Chor »Buuuh«. Dass der Zorn nach der letzten Premiere 2015, Fjodor Dostojewskis »Der Spieler«, gar so hoch kocht, hat nicht allein mit Rüplings Inszenierung zu tun, es geht wohl eher um eine verfrühte Abrechnung mit der Intendanz Lilienthal – um Ressentiments, aber auch um Enttäuschung.

Rüping kombiniert einen klaren Performance-Zugriff auf einzelne Romanmotive mit dem Versuch, sicherheitshalber doch noch, ziemlich oberflächlich, die Handlung zu erzählen. Das macht den Abend wirt und sprunghaft. Trotzdem macht es immer wieder Spaß zu sehen, wie Grundfragen des Romans ohne übertriebenen Respekt neu gedacht werden: Sämtliche Darsteller werden szenenweise durch Kinder gedoubelt. Die fünf mimen Schauspieler, lesen Romanszenen vor und brechen diese ironisch, verleiden den Erwachsenen ihre Rollen – und spielen all das verdammt gut. Sie repräsentieren idealisiert eine Lebensphase, in der Freiheit noch nicht mit Verantwortung einhergeht.

Wie gern sich Thomas Schmauser als Aleksej Iwanowitsch, der titelgebende Spieler, in die Welt der quirligen Jungen und Mädchen entführen lässt und beim Herumspringen, Kreischen und Leute-Ärgern noch mehr aufdreht als diese, ist nur konsequent. Schließlich zeichnet Dostojewski seinen Ich-Erzähler, Hauslehrer im Dienste des Generals Sagorjanski (Gundars Äboliš), als jungen Mann, der zwar sehr reflektiert ist, zugleich aber beeindruckend unbedacht handelt: So denkt Aleksej



Feierwut kann aggressiv sein: (v. li.) Thomas Schmauser, Niels Bormann, Anna Drexler, Ivana Uhlírova und eines der Kinder | © David Baltzer

nicht eine Sekunde an die Folgen, wenn er sich aus purer Lust an der Provokation mit Höhergestellten anlegt oder sklavisch tut, was seine angebetete Polina (Anna Drexler) befiehlt. Spielsucht rationalisiert er mittels der kruden These, dem Russen läge es im Blut, beim Roulette reich zu werden, während andere Nationen sich mit stumpfsinniger Arbeit abrackerten. Rüping entwickelt daraus eine betont alberne Synchron-Pantomime für sechs Erwachsene und Kinder: aufstehen, Kühe melken, schlafen, aufstehen ... wer kann so etwas denn ernst nehmen? Aleksej jedenfalls nicht. Seine Sucht erkennt er nicht einmal, als sie ihn ruiniert hat. Am Ende steht er hilf- und wortlos da, wenn ihm Niels Bormann als sein Widersacher Marquis des Grioux unendlich souverän und sprachgewandt erzählt, wie die verworrene Geschichte um eine dem Roulette verfallene Sommergesellschaft endet. Verstehen wird Aleksej das nicht, er wollte doch nur spielen. ||

DER SPIELER

Kammerspiele | 14. Jan., 8., 16., 18., 19., 24. Feb. | 19 Uhr | 23., 27. Jan. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de



Die Aufführung
polarisiert: Deshalb hier
eine Gegenmeinung.

GABRIELLA LORENZ

Jung muss jetzt alles sein an den Kammerspielen unter Matthias Lilienthal: Publikum, Regisseure, selbst altgediente Garderobiären werden ersetzt. Aber muss der Jugendwahn bis zum Kindergeburtstag gehen? In Christopher Rüplings Performance-Adaption des Dostojewski-Romans »Der Spieler« haben fünf Kinder die Hauptrollen – quasi als Doubles der nicht mehr so jungen Schauspieler. Sie machen das erstaunlich souverän und sind auch nicht schuld an dem Kindergartenfest mit grölendem Gehiphope, das sich vor der Pause zwischen Papp- und Umzugskartons entwickelt und bei der Premiere viele Zuschauer in die Flucht trieb.

Regisseur Rüping nannte in einem Interview den Schauspieler Schmauser »die halbe Miete« der Inszenierung. Man möchte nicht wissen, wie hoch die ganze Miete wäre. Schmauser ist zweifellos ein außergewöhnlicher Schauspieler – aber er könnte viel besser sein, wenn er mal einem Regisseur gestatten würde, seinen Hang zum Exzess und Klamaus zu zügeln. Er dominiert alle Mitspieler, die ohnehin mit fliegenden Perückenwechseln meist Karikaturen bleiben. Aber es soll ja gezeigt werden, wie man spielt – auch im Theater.

Von Dostojewskis Vorlage kapiert man wenig, wenn man sie nicht kennt. Das Phänomen Spielsucht zeigt hier nicht der Spieler Aleksej, sondern der Schauspieler Schmauser. Nach dem Motto »Lasst mich den Löwen auch spielen« klammert er die alte Erbtante, die der Sucht verfällt, als grell kreischende Märchenhexe auf die Schmierbühne. Und die animiert dann die Kids zum halbstündigen Gehiphope.

Wer sich nach der Pause nochmal reintraut, kann immerhin ein paar Momente schaupeleierischer Intensität erleben. Aleksejs Liebe zur angebeteten Polina ist im ersten Teil nur rhetorische Behauptung, im zweiten Teil zwingt die großartige Anna Drexler selbst Schmauser zur Ruhe und lässt tiefe Leidenschaft ahnen. Auch der bemerkenswerte Ensemble-Zugang Niels Bormann darf endlich als geckenhafter Marquis Kontur entwickeln.

Was bleibt im Kopf? Ein schönes Bild: Zur Pause hängen die spielsüchtigen Pleitiers hilflos festgezurr in Schaukelgurten in der Luft über dem Abgrund. Sonst wenig. ||

Felix Rothenhäusler hat
Reinhard Jirgls Fantasie
»Nichts von euch auf Erden«
für die Kammerspiele
adaptiert. Aber der Roman
sträubt sich dagegen.

PETRA HALLMAYER

Science-Fiction, eines der Lieblingsgenres von Film und Literatur, ist im Theater kaum präsent. Der Regisseur Felix Rothenhäusler hat sich daran gewagt und dafür einen Stoff gewählt, an dem man nur scheitern kann. Als ideale Lektüre für »masochistische Arno-Schmidtianer« bezeichnete ein böser Kritiker Jirgls teils hymnisch gefeiertes, teils harsch verrissenes Buch. Das ist falsche Polemik. Doch der hyperkomplexe Roman des Büchner-Preisträgers, in dem er sich wie immer eines eigenen Zeichen- und Orthografie-Systems bedient, verlangt einem viel Geduld ab. Der Autor selbst hat aus dem 500-Seiten-Werk nun eine Bühnenfassung gebastelt. In Jirgls düsterer Zukunftsvision haben sich die genmanipulierten Europäer vom Rest der Welt isoliert und

Die Zukunft ist vorbei



Blasse Erdlinge und groteske Marsianer: (v. li.) Marie Rose Tietjen, Wiebke Puls, Samouil Stoyanov und Christian Löber | © Julian Baumann

unter eine virtuelle Himmelsglocke zurückgezogen. Das künstliche Glück der von allen animalischen Trieben, Sex und Aggression befreiten Menschen endet jäh, als eine

Mars-Delegation (Samouil Stoyanov, Wiebke Puls) eintrifft und die Macht an sich reißt. Der Antiheld BOSXRKBN 181591481184, dessen Rolle sich bei Rothenhäusler drei Darsteller

(Christian Löber, Marie Rosa Tietjen, Maja Beckmann) teilen, wird auf den Roten Planeten entsandt, um Arbeitskontingente für gulagarartige Fabriken zu bilden. Dort begegnet er einem kauderwelschenden »Kretin« (Jelena Kuljić), ehe ein von den albern grotesk kostümierten Marsianern verursachter kosmischer Unfall das Ende der Menschheit herbeiführt.

Das hört sich viel spannender an, als es für die Zuschauer ist, von denen nicht wenige in der Pause das Weite suchen. In quälend langen, von kleinen Bewegungschoreografien begleiteten Monologen tragen die spielerisch maximal unterforderten Akteure Jirgls von philosophischen Reflexionen durchwobenen Text vor, was sehr bald sehr fade wird. Während man den vorüberziehenden Wortwolken schließlich nur mehr erschöpft hinterhersehend, vermischt die Inszenierung zudem einige Figuren und narrative Stränge und macht sie so undurchschaubar. Eines aber ist am Ende klar: Jirgls Fantasien sind zwischen Buchdeckeln weit besser aufgehoben als im Theater. ||

NICHTS VON EUCH AUF ERDEN

Kammerspiele – Kammer 2
20., 25., 30. Jan. 2., 24., 27. Feb. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

Die Kleinen hängt man, die Großen lässt man laufen

Das wusste vor fast 300 Jahren schon John Gay in seiner »Bettlers Oper«. Die schräge Inszenierung von Andreas Seyferth im Theater Viel Lärm um Nichts nimmt den Antisozialstaat aufs Korn.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Jetzt nicht enttäuscht sein: Das Theater Viel Lärm um Nichts spielt das Original, John Gays »Beggar's Opera« von 1728, nicht die berühmte Adaption »Dreigroschenoper« von Brecht und seinem Komponisten Kurt Weill. Auf den Mackie-Messer-Gassenhauer muss das Publikum also verzichten. Dafür erwartet es eine von Margrit Carls auf den sprachlichen Stand der Zeit gebrachte Satire mit der Quintessenz: Die Kleinen hängt man, die Großen lässt man laufen. Das galt im 18. Jahrhundert und wird heute immer noch gerne so gehandhabt, man denke nur an die Verursacher der sogenannten Finanzkrise.

In Gays Paralleluniversum funktioniert alles so wie in der großen Politik und Geschäftswelt, nur dass es hier Betrüger, Prostituierte, Diebe und Hehler sind, die sich der Praktiken der Großkopferten bedienen. Peachum (Martin Cambeis) führt sein Unternehmen wie einen Konzern, sourct aus (vorzugsweise an seinen Geschäftsfreund Lockit ins Gefängnis), stößt ab, stellt Kosten-Nutzen-Rechnungen auf. Und beschließt mit seiner unangetrauten Mrs. Peachum (herrlich krachert: Maria Maschenka): Macheath muss weg. Hat der doch glatt ihre Tochter Polly (Elisabeth Grünebach als Shirley-Temple-Unschuld) geheiratet! Ja, geht's noch?



Im Knast wartet schon der Strick auf Macheath (Hannes Berg). Doch der hat alle Hände voll zu tun, seine Geliebten bei Laune zu halten: Die schwangere Lucy (Luise Weber, re.) soll ihn befreien, die blonde Polly (Elisabeth Grünebach, li.) hat er aber geheiratet | © Hilda Lobinger

Das verdirbt doch das Geschäft! Und wer nicht funktioniert, wird abgewickelt. Die Frauen sind es, die Macheath (Hannes Berg mit Wirtshausim-Spessart-Charme) zu Fall bringen und dann doch wieder retten. Die nur vordergründig süße Polly genauso wie Lucy (garconnehaft: Luise Weber), Tochter des Gefängnisdirektors Lockit (wunderbar schmierig: Sven Schöcker), die den

ihr von den Macheath angehängten Zehnmonatsbauch recht tiefgelegt trägt.

Peter Schultze baut für diese prekäre Gesellschaft eine Art Industrielager aus Umzugs- und Pappkartons mit Laufstegen und einem kleinen Podest, auf dem Polly in weißer Krinoline unter rosa Luftpolsterfolienrock (Kostüme: Johannes Schrödl) sich als allerliebste Spieldosenballe-

rina drehen darf, Macheath im stufenlos verstellbaren Kerker sitzt oder den Henkerstrick um den Hals gelegt bekommt. Der hängt drüben den ganzen Abend über dem schrillen Spektakel im sachte an Hanswurstiaden erinnernden Design. Ein ganz schön schräges Singspiel mit jeder Menge (Neo-)Kapitalismuskritik hat Andreas Seyferth da inszeniert. Und genauso wie Johann Christopher Pepusch 1728 die Themen der Musiknummern damals populären Liedern entnahm, versetzen auch die musikalischen Bearbeiter Kai Taschner und Marcus Tronsberg (der außerdem den Ganoven Filch als lustigen Latin Lover gibt) ihre Arrangements von Pepuschs Original-Songmelodien mit zeitgenössischen Rhythmen, Anklängen und Pop-Zitaten, sodass der Abend auch zum Musikquiz wird. Da verzeiht man manche allzu schlicht gedachten Politikerkarikaturen. ||

BETTLERS OPER

Theater Viel Lärm um Nichts, Pasing

Fabrik | August-Exter-Str. 1 | bis 19. März

Do bis Sa 20 Uhr | 14. Feb. | 19 Uhr | nicht

11. Feb. und 12. März | Tickets: 089 82929079

www.theaterviellaermumnichts.de

Ich bleibe immer ein Traum

Sie waren mal eine WG: Jetzt trauern Jeani, Babsi und Max im theater ... und so fort der schönsten Zeit ihres Lebens nach.

In den Neunzigern wurden Romantic Comedies auf den Markt geworfen, in denen irgendwie verwirrte Thirtysomethings die wahre Liebe finden, gerne im Rahmen eines Klassentreffens. So einfach, so naiv. Jeani versucht in Ewald Palmethofers »wohnen. unter glas« etwas Ähnliches. Unter dem Vorwand eines WG-Revival-Treffens lockt sie ihre ehemaligen Mitbewohner Babsi und Max in ein Hotel. Der Hintergedanke: Sie will noch mal mit Max zusammenkommen, mit dem sie in der lange zurückliegenden WG-Zeit ein unausgegorenes Liebesverhältnis hatte.

In seiner sprachlichen Redundanz wirkt das frühe Stück des mittlerweile hochgehypoten österreichischen Autors streckenweise wie ein Opernlibretto. In unzähligen Wiederholungsschleifen werfen sich die drei inhaltsleere Floskeln zu, reden aneinander vorbei, weichen aus. Allerdings nicht ohne Spitzen auszuteilen, die eine tiefe Verletztheit verraten. Der wahre Text erklingt unüberhörbar

zwischen den Zeilen und in wabernden Monologen, er enthüllt jede Menge unausgesprochene, unausgelebte Sehnsüchte. Palmethofers Generation Sprachlos verortet den Zenit ihres Lebens in ihrer WG-Zeit, als sie sich eine Wohnung, gelegentlich mal ein Bett oder zumindest den Kühlschrank teilten. Da sind sie an ihre Decke gestoßen, höher geht's nicht. Wirklich viel kann es nicht gewesen sein, was sie sich teilten, so ungelent, wie sie sich begrüßen. Intern waren sie sich aber ganz nah. Zumindest jeder in seiner Vorstellung.

Heiko Dietz inszeniert auf Heinz Konrads winziger Bühne aus grauen Podesten und Klötzen einen streckenweise erstaunlich witzigen Schlagabtausch dreier erstarrter Mitt-dreißiger. Sarah Dorsel spielt Babsi als das burschikose, kumpelhafte Mädchen von nebenan mit selbstironisch gemeintem T-Shirt (»I will always be a dream«) und legt einen Ton von Verlegenheit unter ihren Text, der die tief gehende Unsicherheit ihrer Figur

durchblicken lässt. Dass Jeani (Noelle Cartier van Dissel) keine Clique hatte, bevor sie Max und Babsi kennenlernte, wundert einen nicht. Dass sie nicht müde wird zu betonen, mal links gewesen zu sein, dagegen schon – so tussenzickig und etepetete kommt sie daher. Hinter Jeanis manipulativem Gehabe spürt man aber auch eine verlorene Seele. Benjamin Hirts Max hält sich die Frauen mit vordergründiger Aufgekratzttheit vom Leibe. Bohrt die Hände gern mal in die Hosentaschen und sinniert ein wenig weinerlich über die Zeit, bevor er an die gläserne Decke stieß. Als das Leben noch Glanz hatte. Irgendwie aufgedreht sind sie alle, wie vor einer Party. Aber die Party ist aus, vielleicht hat sie auch nie angefangen. || cw

WOHNEN. UNTER GLAS

theater ... und so fort | Kurfürstenstr. 8

12.–16., 19.–23. Jan. | 20 Uhr | Tickets: 089

23219877 | www.undsofort.de

Anzeige

ART
MUC
MAGAZIN

Wider den Neurozentrismus

Markus Gabriel öffnet uns die Augen dafür,
wie blind unser Glaube an die Naturwissenschaften doch ist.
Ein Buch voller Denkanstöße.

PETRA HALLMAYER

Lange durften uns Hirnforscher vorgaukeln, die Lösung aller menschlichen Geheimnisse sei in unmittelbarer Reichweite gerückt. Die Magie der bunten Bilder hat solch eine Suggestionskraft, dass sich viele heute das Gehirn als farblich unterteilte Steuerungszentrale vorstellen, in der alles, was uns bewegt, Liebe, Hass und Verzweiflung, seinen festen Ort hat. In jüngerer Zeit aber ist der blinde Glaube an die Neurowissenschaften ins Wanken geraten. Nicht nur dank eines als »Salmon of Doubt« berühmt gewordenen toten Fisches: In einem MRT-Scanner gelegt zeigte die Lachsleiche angesichts der Abbildungen von Personen tatsächlich Hirnreaktionen, die zu wilden Interpretationen einluden. Inzwischen hat sich eine Schar seriöser Kritiker wie Felix Hasler der Hybris der Neurowissenschaften entgegen gestellt.

Diesen schließt sich nun der Bonner Philosophieprofessor Markus Gabriel mit seinem Buch »Ich ist nicht Gehirn« an, einem leidenschaftlichen Plädoyer wider den »Neurozentrismus«, die »Darwinität« und evolutionsbiologische Kurzschlüsse, nach denen sich unsere Beziehungsdramen vom Paarungsverhalten und der Seitensprungpraxis der Fruchtfliege und der Präriewühlmaus ableiten lassen. Kurzum: gegen die Dominanz eines engstirnig naturwissenschaftlichen Weltbildes, durch das wir uns leichtfertig von Visualisierungen und Zahlen blenden lassen und etwa übersehen, dass eine statistische Häufung kein Beweis für eine Kausalität ist. Wenn man zudem bedenkt, dass laut einer Metastudie die Aussagekraft neurowissenschaftlicher Studien durchschnittlich bei rund 20 Prozent liegt, relativieren sich all die lärmenden Zeitungsmeldungen, man wisse endlich, welche Hirnstrukturen dafür »verantwortlich sind«, warum jemand sich wie Mutter Teresa oder wie Charles Manson verhält. Als Philosoph aber zielt Gabriel nicht auf

die konkrete Kritik an Studien ab. Vielmehr möchte er zeigen, dass die Schlüsse, die Forscher daraus ziehen, eben nicht naturwissenschaftliche Fakten, sondern »philosophische Theorien« sind. Wenn sie mit ihren Beobachtungen Aussagen über unsere Freiheit oder unser Liebesleben begründen, begeben sie sich ins Reich »unbewiesener Hypothesen«, von Metaphern und nicht exakt definierbaren Begriffen.

Gabriel nimmt uns mit auf einen Streifzug durch die Philosophie von Fichte, Kant und Hegel bis zu Searle, Putnam und Falkenburg. Er weist den »neuronalen Determinismus« von Neuropsychologen wie Wolf Singer als »nicht belegte Spekulation« zurück und verteidigt die menschliche Freiheit mittels der Unterscheidung zwischen »notwendigen Bedingungen« und »harten« unabänderlichen Ursachen. Er

fächert die Fülle an Konzepten auf, die versuchen das proteische Wesen, das wir »Ich« nennen, einzufangen, und demonstriert uns, was für ein faszinierend schillerndes und nicht zu erfassendes Phänomen ein zur Selbstbeobachtung fähiges Bewusstsein ist. Natürlich, betont er, habe unser Bewusstsein »notwendige biologische Voraussetzungen«, allein, es lässt sich nicht auf diese reduzieren. Die Tatsache, dass unser ganzes Sein untrennbar mit unserem Gehirn verbunden ist, bedeutet nicht, dass das eine mit dem anderen identisch ist. Zweifellos werden die Neurowissenschaften uns in Zukunft viele spannende Erkenntnisse bringen, dennoch, glaubt er, werden sie unser Innerstes nie restlos entschlüsseln, weil wir »geistige Lebewesen sind«, die mit den Modellen der Naturwissenschaft »schlichtweg nicht vollständig verstanden werden können«.

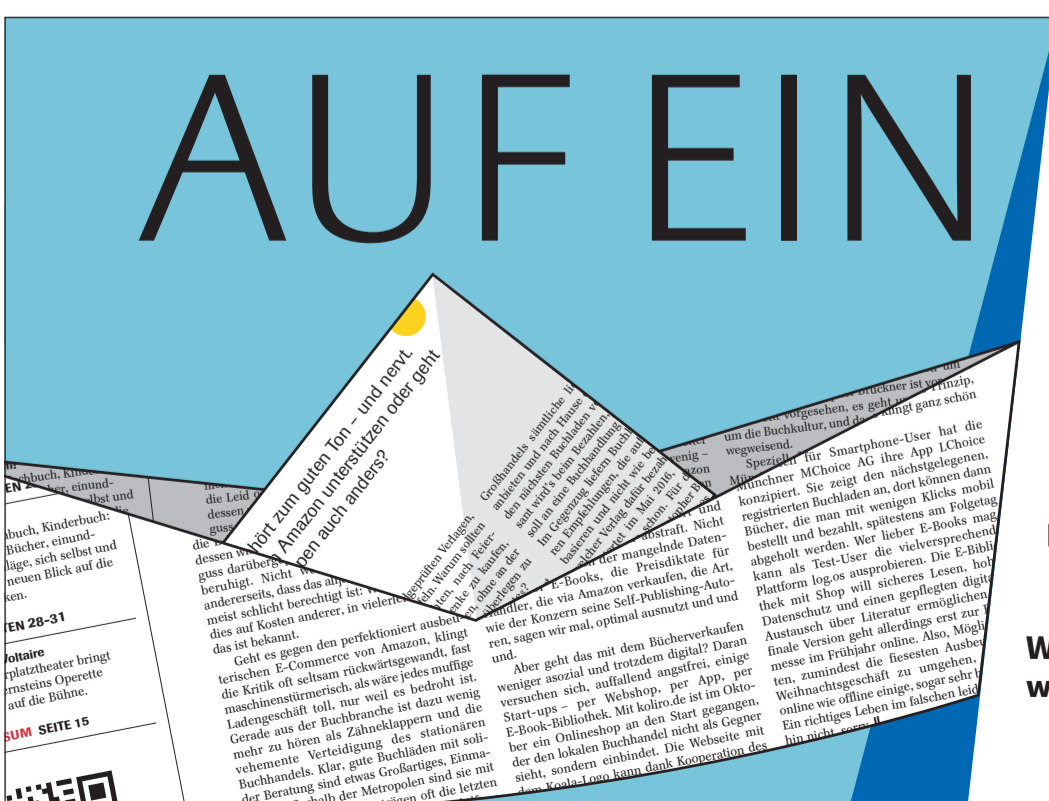
Wie all seine Bücher ist auch dieses eine Einladung zum lustvollen Denken. Der Autor des Bestsellers »Warum es die Welt nicht gibt«, der seine Ausführungen mit Beispielen aus dem Alltag, Filmen und Fernsehserien illustriert, besitzt die fantastische Fähigkeit, komplexe philosophische Theorien einfach und anschaulich zu erklären. Leider jedoch verfällt er dabei immer wieder in einen sehr flapsigen Ton und ersetzt gern einmal ein ernsthaftes Argument durch eine schnelle Pointe. Manch eine These durchstreift er im Sprinttempo und hakt sie dann als widerlegt ab. Es gibt einiges, worüber man sich bei der Lektüre ärgern kann, so etwa, wenn Gabriel flugs die Gedankengebäude von Adorno und Horkheimer oder des Strukturalismus simplifiziert, um sie dann schwups wegzuwischen. Viele Passagen aber sind eine reiche Fundgrube an Reflexionsanstößen. Die Stärke des Buches liegt nicht in Gabriels auftrumpfend vorgetragenen Erkenntnissen, sondern darin, unsere Kritikfähigkeit gegenüber im naturwissenschaftlichen Gewand auftretenden Ideologien und Mythen zu schulen und uns bewusst zu machen, wie wenig wir alle und auch die Neurowissenschaften wissen. ||

MARKUS GABRIEL: ICH IST NICHT GEHIRN. PHILOSOPHIE DES GEISTES FÜR DAS 21. JAHRHUNDERT
Ullstein, 2015 | 352 Seiten | 18 Euro

DISKURS: PHILOSOPHIE. EIN ABEND MIT MARKUS GABRIEL

Moderation: Johan Schloemann | **26. Januar**
20 Uhr | **Literaturhaus, Saal** | Salvatorplatz 1

Anzeige



NEUES!

Das Münchner Feuilleton hat eine neue Website.

- Kurzinformationen über Autoren, Grafik und Redaktion
- Exklusive Zugaben für Neu-Abonnenten
- Hier finden Sie das MF zum Mitnehmen

WIR FREUEN UNS AUF IHREN BESUCH!
www.muenchner-feuilleton.de

Schon abonniert?
MF
Münchner Feuilleton
| KULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN |

II LYRIK

DIE ABGESTELLTE HUNGERSNOT

Als im Lande Hungersnot war,
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichsten Städten
Stürben viele Arme Hungers;
Höret, welche rasche Auskunft,
Welche Abhilf kurz und bündig
Peros traf, der Perserkönig.
Eigenhändig schrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche,
Dieses Inhalts: Wo ein Armer
Hungers stirbt in euern Mauern,
Werd' ich für den Armen einen
Reichen nehmen und im Kerker
Auch ihn Hungers sterben lassen. –
Niemand starb im Lande Hungers,
Und die Reichen selber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Überfluß zu teilen.

FRIEDRICH RÜCKERT

FRIEDRICH RÜCKERT: SIEBEN BÜCHER MORGENLÄNDISCHER SAGEN UND GESCHICHTEN.

Viertes Buch. Persische und benachbarte Sagen und Geschichten | Stuttgart: Liesching, 1837 | S. 229

Am 31. Januar vor 150 Jahren ist Friedrich Rückert in Neuses gestorben. Der Dichter und Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen war – wie Herder und Goethe – ein Vermittler von Weltliteratur. Er sprach 44 Sprachen und übersetzte aus dem Koran, »Hebräische Propheten«, das »Schi-King« von Konfuzius, arabische Volkslieder, die »Makâmen« des Hariri und »Schahname«, das Königsbuch des Persers Firdausi. Sein erstes großes eigenes Gedichtbuch waren die mit Hafis' »Diwan« verbundenen »Östlichen Rosen«.

»Wenn nun aber oft gefragt worden ist, wie bei kosmopolitischem Sinn Nationalgefühl und volksthümlicher Geist bestehen kann, so ist für uns Deutsche diese Frage, wie früher durch Herder, so nun durch Rückert vollkommen entschieden. Der Weltver-söhnungsdichter Rückert ist ein echter, ein treuer Sohn des deutschen Volkes«, so rühmte ihn 1837 eine Todestags-Gedächtnis-rede in seiner Heimatstadt Schweinfurt. Als Dichter war er selbst ein Meister des Fachs, das zeigt sein populärer Zyklus »Liebesfrühling« ebenso wie die – heute durch Mahlers Vertonungen bekannten – »Kindertodtenlieder«, 428 Gedichte, die er zum Tod seiner Tochter Luise und seines Sohnes Ernst (1833/34) schrieb.

Ein Fest der Stimmen



... und der Literatur, dem man sich weit über fünfzig Stunden lang hingeben kann.

FLORIAN WELLE

Rolf Boysen sagte in einem Interview, das der Rezensent 2010 mit ihm geführt hat, Kleist besitze eine sprachliche Vollkommenheit, die ihm keiner nachmachen könne. Und fügte hinzu: »Man muss Kleist nur aus der Sprache entstehen lassen.« Wie er das genau meinte, davon konnte sich wenig später jeder überzeugen, der seinen Kleist-Lesungen im Residenztheater beiwohnte. Der damals 90-Jährige trug die düsteren Novellen mit größtmöglicher Genauigkeit vor. Nuanciert, auch. Feinnervig, sehr wohl. Aber ohne je eine falsche Attitüde – sei es nun Pathos oder Welt-schmerz – an den Tag zu legen.

Gelegenheit, Boysens sublimen Vortrags-kunst (wieder) zu erleben, bietet nun die sehr schön aufgemachte »Höredition der Weltliteratur« des Münchner Hörverlags. Der 2014 verstorbene Boysen ist auf der zehn MP3-CDs umfassenden Edition neben einer alten Turgenjew-Aufnahme mit drei Liveauftritten aus seinen letzten Lebensjahren vertreten: Mit Kleists »Das Erdbeben in Chili« und zwei Werken von Edgar Allan Poe. Allein wie er da den Titel der Erzählung »Die Maske des roten Todes« auf schaurig-schöne Weise Sprache werden lässt – mit einer langen Pause nach »Maske« – verschlägt einem den Atem.

»Die Höredition der Weltliteratur« mit einer Gesamtspieldauer von rund 54 Stunden konnte entstehen, weil der Hörverlag 2014 die rechtliche Nachfolge des Hörbuch-Labels Litraton angetreten hatte. Dadurch kam er in Besitz vieler Stunden Hörmaterial mit Lesungen u. a. von Gert Westphal, den die »Zeit« vor vielen Jahren zum »König der Vorleser« erkor. Westphal, 2002 gestorben, bringt »Die Leiden

des jungen Werthers« ebenso zum Klingen wie er die tragische Liebesgeschichte »Romeo und Julia auf dem Dorfe« von Gottfried Keller oder Puschkins ironiesatten Versroman »Eugen Onegin« mit großer stimmlicher Modulations-kraft entfaltet.

Die Edition bietet Geschichten von 26 Autoren – von Goethe über Jane Austen, Balzac und Mark Twain bis zu Zweig und Tucholsky. Über den Begriff der Weltliteratur kann man streiten, umfasst doch die Box neben amerikanischen Autoren nur bedeutende europäische Schriftsteller. Weltliteratur, verstanden als Literatur aus der ganzen Welt, sieht anders aus. Sei's drum. Denn missen will man keinen der hier versammelten Texte: Nicht Dostojewskis »Das Krokodil«, nicht Schnitzlers »Casanovas Heimfahrt« und »Die Kreuzersonate« von Tolstoi natürlich auch nicht.

Daneben ist die »Höredition« ein Fest vor allem der männlichen Stimmen – man hätte sich die eine oder andere SchauspielerIn dazugewünscht. Doch unter den Aufnahmen finden sich wahre Trouvaillen, etwa die Einspielung von Kafkas »Die Verwandlung« des 56-jährigen Bernhard Minetti. Mit heller, frischer Stimme ist dieser nicht auf Effekt aus, sein Vortrag bedient zu keiner Zeit das Schlagwort kafkaesk. Wohltuend.

Neben den alten und älteren Lesungen gibt es aber auch ganz Aktuelles. Axel Milberg widmet sich Oscar Wilde, und Burkhard Klaußner bringt Dickens' »Der Weihnachtsabend« zu Gehör. Spätestens, wenn in zwölf Monaten wieder Weihnachten vor der Tür steht, wird man Klaußners Fassung von 2015 hervorziehen. Sein verbitterter Geizhals Ebenezer Scrooge ist erst ganz gefühlloser Herr, dann ein todesmattes Bündel, schließlich nahezu jugendlich verzaubert. ||

DIE HÖREDITION DER WELTLITERATUR
Der Hörverlag, München 2015 | 10 MP3-CDs mit einer Laufzeit von ca. 54 Stunden 69,99 Euro

Anzeige

QUALITÄTSKONTROLLE

VON RIMINI PROTOKOLL (HAUG/WETZEL) NUR AM 15. UND 16. JANUAR 2016

WWW.MUENCHNER-KAMMERSPIELE.DE
15 21 31

Als Maria-Cristina Hallwachs nach ihrem Abitur Kopfüber in einen Pool springt, verändert sich ihr Leben schlagartig: Von den Schultern abwärts gelähmt, wird sie mit der Frage konfrontiert, ob sie überhaupt weiterleben will. »Ich wollte unbedingt. Ich lebe fröhlichen Hauptes. Dieses Stück wird davon handeln, wie aus dem Abschluss der Reifeprüfung der Beginn meines Lebensweges wurde. Ich werde die Welt bespielen und zeigen, wie sehr ich ein ganzer Mensch bin. Ich werde mit Frauen sprechen die ein Kind erwarten, mit GenetikerIn, die die Qualität entstehenden Lebens testen. Ich werde mein Pilegeson-nal bitten, für mich zu gestikulieren. Ich werde fragen stellen dazu, was ein Mensch ist. Ich werde meine Antworten geben. Ich werde ohne technische Hilfe lachen. Ich lache – oft.«

KAMMER 2

Als Maria-Cristina Hallwachs nach ihrem Abitur Kopfüber in einen Pool springt, verändert sich ihr Leben schlagartig: Von den Schultern abwärts gelähmt, wird sie mit der Frage konfrontiert, ob sie überhaupt weiterleben will. »Ich wollte unbedingt. Ich lebe fröhlichen Hauptes. Dieses Stück wird davon handeln, wie aus dem Abschluss der Reifeprüfung der Beginn meines Lebensweges wurde. Ich werde die Welt bespielen und zeigen, wie sehr ich ein ganzer Mensch bin. Ich werde mit Frauen sprechen die ein Kind erwarten, mit GenetikerIn, die die Qualität entstehenden Lebens testen. Ich werde mein Pilegeson-nal bitten, für mich zu gestikulieren. Ich werde fragen stellen dazu, was ein Mensch ist. Ich werde meine Antworten geben. Ich werde ohne technische Hilfe lachen. Ich lache – oft.«

La Sonnambula

Imagine the heat fading to a murmur. Imagine no outside noise. Hear more of what you'd like to hear, and less of what you don't. (Blöse @ QuietComfort 15 Acoustic Noise Cancelling Kopfhörer) – Am Anfang soll nur das Hören stehen. Ganz konkret. Eine Sängerin drückt auf Play und belächelt »La Sonnambula« beginnt. Und damit die Geschichte eines jungen, verunsicherten Mädchens. Ihre Mutter ist arm, der Vater kennt sie nicht. Zwar begibt sie der wohlhabenden Mann des Dorfes – herzlich erwartet. Amn aber nicht viel von ihrem Leben. Nachts, da versetzt es sie in andere Räume. Schwärzeln, die sie ist. Hier empfindet, ercht sie nur das, was ihr Inneres wiederhallen lässt... Während des Hörens wiederum wird durch Wieder- und Gegenmüstern eine zweite, vergebenswärtige Komposition entstehen.

UND SO DIE REINHEIT DES VERGANGENS VERDOPPELT WERDEN: eine Entgrenzung im Dauerloop. Muss das schon eigentlich sein, immer hellwach, gestesgegenwärtig? Ist das überhaupt auszuhalten? Herzlich nachweise: Wie umgehen mit all den Verwerfungen, Zannunungen der Wichtigkeit? Sich besser schlafend stellen? Was aber habe es, gezwungen zu werden, aufzuwachen? Der angestrichelte Musiker und Regisseur David Maron ist Spezialist für das Verwechseln der Kommunikation: an der Volkshöhe in Berlin, aber auch in der Oper selbst, zu anderen Opern de Lyon, berührt er seine musikalischen Erkundungen. Jetzt spendet er einen Kammerabend für eine Spielzeit ein Opernhaus, gewidmet dem einhundertjährigen Geburtstag des Komponisten Gioacchino Rossini, der Kontemplation.

NACH DER OPER VON VINCENTO BELLINI UND FELICE ROMANI
INSZENIERUNG: DAVID MARTON

KARTEN UNTER 089 / 233 966 00



CASPAR

WESTERN

FRIEDRICH

VON PHILIPPE QUESNE
URAUFFÜHRUNG: 28. JANUAR 2016 KAMMER 1

Philippe Quesne, Bildender Künstler, Bühnenbildner und Regisseur aus Frankreich, gründete 2003 Vivarium Studio, ein Labor für theatrale Innovation, in dem sich Maler, Schauspieler und Tänzer vereinen und mit dem er seither zum Festival lieblich avancierte. Mit seinem Vivarium Studio' erschafft Philippe Quesne in seinen Inszenierungen einen einflussreichen Körper. Ein

Special Effects vorzuführen, wie etwa ein ferngesteuertes Auto mit Wunderkerze, oder auch »La Mélancholie du Dragons«, in der sechs Heavy Metal Fans ihre Version eines Disney-Themenparks entwerfen. Stets konzipiert und inszeniert Philippe Quesne Performances, die auf einer ersten Verbindung zwischen Raum, Bühnen-

Aufbruch zum Anfang



Zwei Versuche über die Liebe: Annette Pehnt und Monique Schwitter lassen in ihren Romanen eine Autorin zurückblicken.

TINA RAUSCH

»Das liebende Subjekt kann seinen Liebesroman nicht selbst schreiben«, postuliert Roland Barthes 1977 in »Fragments einer Sprache der Liebe«. »Nur eine sehr archaische Form vermöchte das Ereignis zu bannen, das der Liebende deklamiert, ohne es erzählen zu können«. Zum hundertsten Geburtstag des französischen Strukturalisten – und zeitgleich mit einer um einige »Figuren« erweiterten Neuauflage seiner »Fragments« – nehmen zwei Schriftstellerinnen die Herausforderung an: Annette Pehnt und Monique Schwitter. Beide haben sie namenlose Frauenfiguren dafür ersonnen, die nicht nur das Alter mit ihren Schöpferinnen teilen, die Erzählerinnen sind auch Autorinnen. Sie reflektieren ihren Schreibprozess laufend mit.

Pehnts Erzählerin hat zudem Barthes' Werk inhaliert. Sie wählt eine originelle Form, um ihre Liebesbiografie zu verschriftlichen: Am Jahresanfang verfasst sie einen Brief an Charley, der sie vor Jahren verlassen hat. Diesem und den täglich folgenden Briefen an ihre große Liebe stellt sie je ein Zitat von Barthes voran. Mitteilen möchte sie nichts weniger als »eine meiner Lebensgeschichten«, die im Alter, so die Erzählerin, langsam zusammenschrumpfen. Auf Charley folgten weitere Männer. Da aber keiner die »unsichtbaren Checklisten« bestand, zog sie ihre von wem auch immer gezeugte Tochter alleine groß. Die ist längst aus dem Haus, nun lebt die Mittvierzigerin »kratzfüßig und alleinherrschend in der Einsiedelei« und »nicht einmal ein Hund haart in ihr Bett«.

Monique Schwitters Erzählerin hat einen Hund unterm Schreibtisch, einen Mann und zwei Söhne nebenan. Doch auch sie denkt am Jahresanfang an ihre erste Liebe – und wagt, was sich Pehnts Erzählerin konsequent versagt: Sie googelt den Verflommenen. Als sie entdeckt, dass sich Petrus vor über vier Jahren aus dem Fenster gestürzt hat, katapultiert sie das nicht nur zurück ins Jahr ihres Kennenlernens 1992. Es weckt ein grundlegendes Nachdenken über die Liebe, das exakt ein Jahr dauern wird. Anders als Pehnt lässt Schwitter die nachfolgenden Männer aufmar-

schieren. Deren Anzahl ist weniger einer realen Liebeschronologie geschuldet als vielmehr dem Wunsch nach Struktur: »Petrus, dann Andreas: der Beginn einer Reihe, wenn wir die Namen ernst nehmen, einer Zwölferreihe, zwölf Namen, zwölf Männer. Einer nach dem anderen.« Hier beginnt das Spiel mit der Fiktion in der Fiktion. Freigiebig verteilt die 40-jährige Erzählerin ihre Liebeserfahrungen auf zwölf persönliche Apostel. »Wie viele Lieben hat man? Würde ich weitererzählen, käme ich dann auf zwölf? Wahrscheinlich nicht. Obwohl: Wie ich zähle, hängt davon ab, was ich erzähle. Eins aber ist sicher: Wie auch immer ich zähle, was auch immer ich erzähle, mein Mann sollte Letzter sein.« Dass so ein Vorsatz zum Scheitern verurteilt ist, lesen wir bei Barthes: »In der ganzen Spanne des »Liebeslebens« tauchen die Figuren im Kopf des liebenden Subjekts ohne jede Ordnung auf, denn sie hängen jeweils vom (inneren und äußeren) Zufall ab.« Prompt zerschlägt der äußere Zufall, sprich: das Leben, die Ordnung von »Eins im Andern«. Die Ehe der Erzählerin gerät in die Krise. Nun geht es weniger darum, wie viele Lieben man hat, sondern ob und wie die eine fortbestehen kann.

Auch bei Pehnt durchkreuzt die Wirklichkeit die Poetologie. Ihre Erzählerin hat ihr Projekt auf ein Jahr angelegt – so lange, wie die Beziehung mit Charley angeblich dauerte: »Ich werde also in diesem neuen Jahr nichts anderes tun können, als zu schreiben, ich werde davon schreiben, wie ich dir schreibe, und das so lange, bis es mich überholt und kalt aus der Kurve schleudert: dann werde ich aufhören (oder dich wiederfinden).« Schreiben als Selbstheilung. Diese schreitet zum Glück schneller voran als gedacht, denn einige Briefe sind doch arg larmoyant geraten. Zudem beklagt die Erzählerin eigene lyrische Unzulänglichkeiten, indem sie sich mit ihrem Idol Friederike Mayröcker vergleicht. Und ob es den ominösen Charley nun gab oder ob er als Projektionsfläche für ein misslungenes Liebesleben dient – sicher ist, dass Pehnts Erzählerin ihre Briefe wie Schwitters Erzählerin ihre Reflexion von vornherein als Roman angelegt hat.

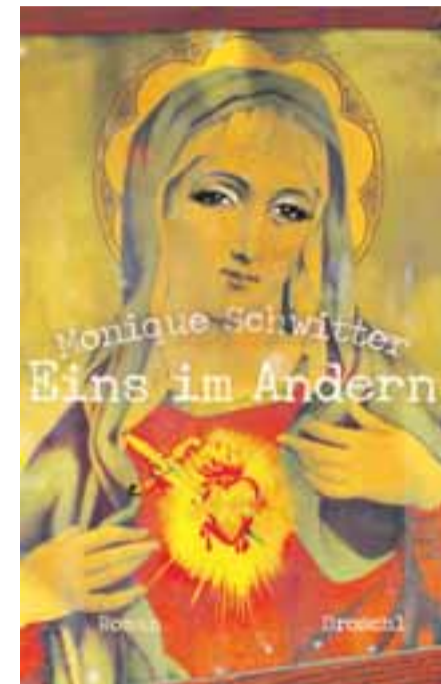
So unterschiedlich die beiden Versuche über die Liebe auch sind, am Ende wählen sie den gleichen Weg: Sie konfrontieren sich mit dem Anfang. Bei Monique Schwitter bedeutet es, dass sie sich auf eine noch frühere Liebe besinnt. Eine bedingungslose Liebe, die sie so nie mehr finden wird. Und bei Annette Pehnt schließt sich ein Kreis, denn »wer vom Ende schreibt, kann auch vom Anfang schreiben, unbedingt vom Anfang, damit es ein Ende überhaupt gibt (sonst hört das ja nie auf)«. Freigeschrieben haben sich beide Erzählerinnen. Sie sind bereit aufzubrechen. ||

ANNETTE PEHNT: BRIEFE AN CHARLEY
Piper, 2015 | 176 Seiten | 18 Euro

MONIQUE SCHWITTER: EINS IM ANDERN
Droschl, 2015 | 232 Seiten | 19 Euro

ROLAND BARTHES: FRAGMENTE EINER SPRACHE DER LIEBE

Erweiterte Ausgabe. Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen und Horst Brühmann
Suhrkamp, 2015 | 399 Seiten | 24,95 Euro



Anzeige

150 JAHRE
GÄRTNER
PLATZ
THEATER

SALON PITZELBERGER

Operette in einem Akt von Jacques Offenbach

REITHALLE

14., 16. UND 17. JANUAR 2016

MINUTEMADE

Die wöchentliche Dancesoap des Gärtnerplatztheaters

ACT ONE	16. JANUAR 2016	REAKTORHALLE
ACT TWO	23. JANUAR 2016	TONHALLE
ACT THREE	30. JANUAR 2016	MUFFATHALLE

KARTEN 089 21 85 19 60

www.gaertnerplatztheater.de

